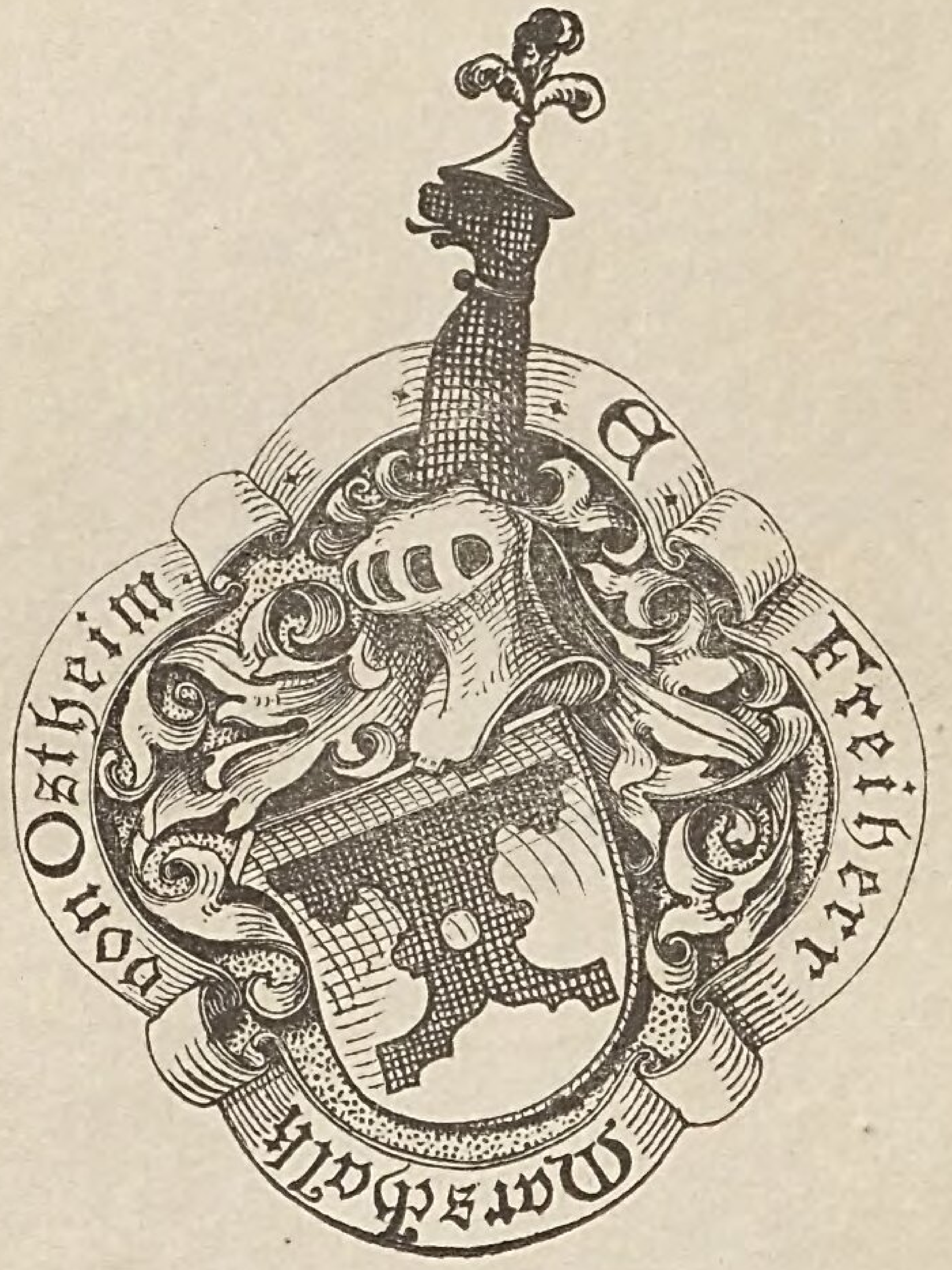
M. v. O.
Hist.
o. 28/15.

4/4



M. v. O.
Hist.
O. 28/15.

Weltgeschichte

von

Strahlheim

IV Band

4ter Theil.

Godwin, deſſen Gemahlin eine Schweſter von dem däniſchen Jarl Ulf war, und den ſeine Vermählung mit der däniſchen Prinzeſſin Aſtrid oder Eſtrithe, Knuts des Großen Schweſter, ſowohl als ſein unruhiger Geiſt, der ſeinen Untergang beförderte, berühmt gemacht haben. Haralds Bruder Toſti machte ihm die Krone ſtreitig, und rief den norwegiſchen König Harald Hardraade zu Hülfe, der ſelbſt Anſprüche auf England machte. Als dieſer mit 200 Kriegsſchiffen und faſt 500 kleinen Fahrzeugen gelandet war, ritt der engliſche König ſelbſt gepanzert zu dem norwegiſchen Heere, und bot ſeinem Bruder, der ihn nicht kannte, den Frieden, ganz Northumberland und ein Drittel von England an. Dieſer aber fragte, was denn der norwegiſche König für ſeine Anſprüche bekommen ſollte. „Sieben Fuß Erde," antwortete der engliſche König, „und außerdem noch ſo viel, als er größer iſt." Denn Harald Hardraade war von rieſenmäßiger Länge. Der König von Norwegen und Toſti blieben in dem Treffen, und der engliſche Harald behauptete das Feld und die Krone. Allein um eben die Zeit war auch Wilhelm der Eroberer in England angekommen, der den ſtreitbaren Harald überwand.

Harald hatte einen Helden, der nicht weniger geſchickt als tapfer war, zum Mitbewerber um die Krone. Der berühmte Wilhelm, Herzog der Normandie, ein natürlicher Sohn des Herzogs Robert, hatte ſich wider den König von Frankreich, Heinrich I., und wider ſeine eigenen Vaſallen, die ihn ſeiner Staaten zu berauben ſuchten, zu erhalten gewußt. Jetzt Herr zu Hauſe, machte er den kühnen Entwurf, England zu erobern. Ein wahres oder untergeſchobenes Teſtament Eduards war es, worauf er ſeine Anſprüche gründete. Das Anſehen, worin er und ſeine Normänner ſtanden, zog eine große Menge Krieger unter ſeine Fahnen. Er erwarb ſich die Gunſt des kaiſerlichen und ſelbſt des franzöſiſchen Hofes, wo der noch minderjährige Philipp I. nicht die geringſten

thronwürdigen Eigenſchaften äußerte. Insgeheim aber ließ er ſich mit großer Klugheit angelegen ſeyn, ſich den Beifall des Pabſtes Alexander zu verſichern, der ihm zur Verſicherung eines gerechten und unfehlbaren Sieges die Fahne des heiligen Peters überſchickte, nachdem er den Harald als einen Tyrannen mit dem Bannfluche belegt hatte.

Der Herzog landete mit 60,000 Mann in England. Er machte ſich durch ein Gelübde zur Erbauung eines Kloſters auf dem Schlachtfelde anheiſchig; erhielt bei Haſtings, wo Harald erſchlagen ward, einen völlig entſcheidenden Sieg; zwang die Engländer unter das Joch, und beherrſchte ſie kraft des Rechtes der Waffen. Die Bannflüche des Pabſtes erſchütterten die Gemüther dergeſtalt, daß der Bruder des Königs ſich dieſes Bewegungsgrundes bedient hatte, um ihm von einer Schlacht abzurathen. Hätte Harald dieſem Rathe gefolgt, ſo würden der Winter, die Mühſeligkeiten und der Mangel vermuthlich die feindliche Armee aufgerieben haben. Die Eroberer haben ihr Glück vielfältig den Fehlern derjenigen zu danken, welche ſie angreifen.

Alexander II., oder vielmehr Hildebrand, der ihn lenkte, benutzte eine Eroberung, die unter dem Siegel des päbſtlichen Anſehens unternommen war. England erhielt jetzt zum erſten Male einen Legaten; durch ſeine Legaten aber war der Pabſt allenthalben gleichſam gegenwärtig, und übte in allen Reichen ſeine unumſchränkte Gewalt aus. Lanfrancus, dieſer italieniſche Mönch, den das Verlangen, ſein Glück zu machen, nach Frankreich gezogen hatte, gelangte zum Erzbisthume Canterbury, dem Primat des Reiches, und ſtrengte alle ſeine Bemühungen an, die jenſeits der Alpen eingeführten Grundſätze in England Wurzeln ſchlagen zu laſſen.

Jedoch Wilhelm, ſo fromm er auch ſchien, war doch nicht

Staats-
Bibliothek
Bamberg

fromm genug, um die Rechte der Krone der Kirche zu unterwerfen. Er beſtand darauf, daß die Synodal-Decrete und ſelbſt die päbſtlichen Bullen nicht eher rechtskräftig würden, bis ſie durch das Siegel der königlichen Gewalt beſtätigt wären; und in der That widerſtrebte die Cleriſei nicht während ſeiner Regierung.

Heinrich IV. und Gregor VII. Wilhelm der Eroberer und Philipp I. von Frankreich.

Heinrich IV., ein Sohn des Kaiſers Heinrich III., erblickte das Tageslicht im Jahre **1050.** Als ein dreijähriges Kind ließ ihn ſein Vater bereits im Jahre **1053** auf dem Reichstage zu Tribur zum Thronfolger beſtimmen. Nach dem Tode ſeines Vaters war er alſo ein Kind, das erſt in das ſechste Jahr ging, und unter einer Mutter ſtand, die, fremd, für ihre unmündigen Kinder viel Standhaftigkeit und Klugheit brauchte, um ſich zu erhalten. Neben ihrem Sohne nahm ſie ſelbſt die Zügel der Regierung; um zu ſeinem Nachtheile keine Mitbewerber auf die Krone Anſprüche machen zu laſſen, bemächtigte ſie ſich der Gewalt, gewann die Biſchöfe und Großen, verſicherte ſich der Soldaten, und vorzüglich der baieriſchen und fränkiſchen Völker, zog den Biſchof von Augsburg, den Kanzler Gibert, und den Hofmeiſter ihres Sohnes zu ihrem geheimen Rathe, und ließ in einer Reichsverſammlung zu Cöln Heinrich IV. zum Nachfolger ſeines Vaters erklären. Allein ſie war kaum mit ihrem Sohne nach Regensburg abgereiſ't, als eben die nämlichen Großen, welche ſie für die Regentin erkannt hatten, aus Neid, weil ſie das meiſte Vertrauen auf Heinrich, Biſchof von Augsburg, ſetzte, ſich verlauten ließen, es gezieme ſich nicht, das Reich einem Weibe anzuvertrauen, allerhand an der Erziehung des Prinzen tadeln wollten, und ſogar auch zu Verläum-

dungen ihre Zuflucht nahmen, um die Minderjährigkeit dieſes Prinzen zu ihrem Vortheile benutzen zu können. Gleichwohl getrauten ſie ſich dieſes Vorhaben nicht ſogleich auszuführen, ſondern es verſtrichen mehrere Jahre, wo Heinrich **IV.** inzwiſchen auch im Jahre **1061** in einer Verſammlung der Biſchöfe aus Deutſchland und der Lombardei zu Baſel zum römiſchen Patrizier ausgerufen ward, und erſt das Jahr darauf ward beſchloſſen, der Kaiſerin ihren Sohn ganz aus den Händen zu reißen. Zu dieſem Ende ward zu Kaiſerswerth am Rhein ein Gaſtmahl veranſtaltet, nach welchem Hanno, der Erzbiſchof von Cöln, den Prinzen herbeilockte, ein neuerbautes Schiff von ſonderbarer Art in Augenſchein zu nehmen. Dieſer war kaum in daſſelbe geſtiegen, als ſogleich die dazu heimlich beorderten Schiffleute daſſelbe vom Ufer ſtießen, und aus allen Kräften auf das gegenſeitige Ufer zu trieben, worüber der Prinz ganz erſchrocken und beſtürzt aus dem Schiff in den Rhein ſprang, und ertrunken ſeyn würde, wenn nicht Egbert, der Graf von Braunſchweig, mit eigener Lebensgefahr es gewagt hätte, ihm nachzuſpringen und ihn zu retten. Als er zu Cöln war, koſtete es viele Mühe und Liebkoſungen, dieſem Prinzen unter fremden Händen Muth einzuflößen, und nur ein zahlreicher Hofſtaat ſchien ihn beſänftigt zu haben, als er wahrnahm, daß man ihm mit mehr Ehrerbietung begegnete, als unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter. Dieſe Entführung erweckte großen Lärm, ſo daß Hanno ſich genöthigt ſah, auf einem Reichstage zu Cöln ſich deßhalb zu rechtfertigen, was er auch mit großer Beredſamkeit that. Fühlte gleich die Kaiſerin den durch die Entführung ihres Sohnes ihr zugefügten Schimpf ſehr, ſo opferte ſie ihn doch der Liebe zum Frieden und der Furcht auf, ſie könnte vielleicht in ſolche Verwirrungen gerathen, aus denen ihr Niemand heraushelfen würde. Sich bei all ihrem Ruhme, den ſie ſich als Regentin erworben hatte, ſo belohnt und ein ſolches Mißtrauen auf ihre Perſon geſetzt zu ſehen, that

ihr ſo wehe, daß ſie aus Beſorgniß, nur nicht ihrem Sohne zu ſchaden, ſich lieber ganz entfernte, ſich zuerſt in die Abtei Frucheaire, und dann nach Rom begab, wo ſie den Nonnenſchleier annahm. Die Eiferſucht der übrigen Biſchöfe erweckte gegen den Hanno ſogleich mehrere Nebenbuhler, worunter Adalbert, der Erzbiſchof von Bremen, einer der mächtigſten war, dem hierauf in dem Reichstage zu Cöln eben ſo, wie dem Hanno, aufgetragen wurde, ſowohl die Erziehung und Vormundſchaft über den Prinzen, als die Verwaltung der Reichsgeſchäfte zu übernehmen. Man ſchlug ſich gleichſam um die Erziehung Heinrich IV., der um dieſe Zeit in das zwölfte Jahr ging, und Jeder, dem er in die Hände fiel, half an ihm verderben. Da Hanno ein ſehr ſtrenger und ernſter Mann war, ſehr viel auf Pracht hielt, für die Beförderung ſeiner Anverwandten zu den reichſten Biſthümern eiferte, und ſtändiſch und römiſch dachte; Adalbert hingegen ſehr fein und einſchmeichelnd war, außerordentlichen Ehrgeiz beſaß, als ein geſchworner Feind der Herzoge von Sachſen übertrieben kaiſerlich dachte, überhaupt kein Freund aller Fürſten war, die er öffentlich zu ſchimpfen ſich nicht ſcheute, und laut ſagte, er habe die Obhut des gemeinen Weſens bloß deßwegen auf ſich genommen, um nur den König nicht als einen Gefangenen in den Händen von lauter Verräthern ſehen müſſen: ſo kann man ſich leicht vorſtellen, welcher von dieſen zwei ſich ſo entgegengeſetzten Hofmeiſtern dem jungen, ehrbegierigen und feurigen Prinzen, wie Heinrich IV. war, am beſten gefallen habe. Als nun Hanno wegen der Wahl eines neuen Pabſtes eine Reiſe nach Rom machen mußte, und Adalbert Heinrich IV. auf dem Zuge nach Ungarn begleitete, wo dieſer den Salomo auf den Thron einſetzte, ſich mit deſſen Schweſter Bertha nach der bereits zwiſchen ihren Vätern getroffenen Abrede vermählte, und auf dem Rückwege die Slaven züchtigte, fand dieſer Erzbi-

ſchof erſt ungeſtörte Gelegenheit, ihm ſeine ſowohl gegen die Päbſte, als gegen alle Fürſten gehäſſigen Geſinnungen einzuimpfen, und dieſe als Leute zu ſchildern, die ſich auf Koſten des königlichen Anſehens groß machten und nur nach einer gänzlichen Unabhängigkeit ſtrebten; vor allen andern aber machte er ihm die Sachſen äußerſt verhaßt, und flößte ihm Grundſätze einer gränzenloſen Gewalt ein. Dieſem zufolge beſchuldigt man ihn, daß er auch den Leidenſchaften des Prinzen freien Zügel habe ſchießen laſſen, um durch ihn auch ſeine eigenen zu befriedigen, daß er nebſt dem jungen Grafen Werner, einem Lieblinge des Königs, nicht nur weltliche Aemter, ſondern ſogar Biſthümer und Abteien um baares Geld verkauft habe, und mit den letzteren ganz willkürlich umgegangen ſey.

Dem heiligen Pfingſtfeſte **1063** wohnte der junge Heinrich in der Kirche zu Goßlar bei, wo er Zeuge einer, eben ſo ſehr die Religion als ihre Diener und die ganze Geiſtlichkeit herabwürdigenden blutigen Handlung in dem Tempel des Allmächtigen ſeyn mußte.

Die Diener des Abts von Fulda wollten bei der Vesper den Seſſel ihres Herrn zunächſt an den Sitz des Erzbiſchofs von Mainz ſtellen, dagegen widerſetzte ſich nun die Dienerſchaft des gleichfalls anweſenden Biſchofs Hezelo von Hildesheim, und da beide Theile ihr vermeintliches Recht behaupteten, ſo kam es von Wortwechſel zum Schimpfen und Schelten und von dieſem zu einer ſcandalöſen Rauferei, und der Biſchof ſelbſt rief mit lauter Stimme den Seinigen zu: „Schlagt auf die Fulder Hunde, was ihr könnt.“ Die Fulder mußten auch das Feld räumen, kamen aber verſtärkt zurück, und hieben nun tapfer auf die Hildesheimer ein, die ſie endlich nach lebhafter Gegenwehr zur Kirche hinaustrieben, in welcher jedoch das Blut in Stömen rann und mehrere Todte von beiden Seiten geblieben waren. Der Tumult dabei war entſetzlich

SCANDAL IN DER KIRCHE ZU GOSLAR

und alle andächtigen und frommen Chriſten hatten ſich voll Abſcheu über dieſes Benehmen der Geiſtlichkeit geflüchtet. Die Todten wurden endlich weggeſchafft und die Kirche gereinigt. Es wurde nun eine Unterſuchung im Namen des Kaiſers über dieſen gottloſen Scandal eingeleitet, deren Reſultat war, daß der Abt von Fulda allen Schaden tragen und die Mordthaten ſühnen mußte, und ſein Kloſter hart mitgenommen wurde.

Welch eine Scene für den jungen Heinrich! Adalbert, der bald den Hanno ganz verdrängte, galt Alles bei dieſem jungen König. Denſelben nun aber auch ſchon in Thätigkeit zu verſetzen, und ihm mehr Anſehen zu verſchaffen, ließ er ihn im Jahre **1065** zu Worms wehrhaft machen. Der Erſte, gegen welchen Heinrich **IV.** ſeine erſt übernommenen Waffen führen wollte, war ſein voriger Lehrer Hanno, der Erzbiſchof zu Cöln, dem er ſeine gewaltſame Entführung und ſein übriges Betragen nicht vergeſſen konnte. Er würde ſich auch dafür gerächt haben, wenn nicht die übrigen Fürſten, und ſelbſt ſeine inzwiſchen nach Deutſchland zurückgekehrte Mutter ein Vorhaben dieſer Art hintertrieben hätten. War man dieſerhalb mit dem Adalbert unzufrieden, ſo war man es mit ſeiner Reichsverwaltung noch mehr, bei der er einen unumſchränkten Herrn ſpielte, und ſeine Gewalt dergeſtalt mißbrauchte, daß man den Prinzen nicht nur verachtete, ſondern wider ihn ſogar eine Verſchwörung angeſponnen hatte, in welcher beſchloſſen war, Heinrich **IV.** Krone und Leben zu nehmen, und an ſeine Stelle Otto aus Thüringen einzuſetzen, wenn eben dieſer nicht inzwiſchen von den Grafen Braun und Egbert in einem Gefechte getödtet worden wäre. Dieſen und etwa noch größeren Uebeln vorzubeugen, hielten die Reichsſtände im Jahre **1066** zu Tribur eine allgemeine Verſammlung, in welcher wider den Adalbert unter anderen Klagen Heinrich **IV.** vorgebracht wurde, daß eben dieſer ſein Liebling die Güter der Abteien an ſich geriſſen, das Volk

durch Auflagen bedrückt, dem Adel übel begegnet, und die Staatseinkünfte erſchöpft habe. Wie nun dem König vorgeſtellt wurde, daß er ſeine Krone entweder niederlegen, oder den Erzbiſchof von Bremen abdanken müſſe, und man, alles angeſuchten Verſchubes ungeachtet, auf die Erklärung dieſes Entſchluſſes drang, rieth ihm Adalbert, ſich ſeines Schatzes zu bemächtigen, und nach Goßlar, oder anders wohin zu flüchten. Allein die Herren kamen dahinter, bewachten die ganze Nacht den Pallaſt, und ſchonten das Leben Adalberts bloß aus Rückſicht auf ſeinen Charakter. Nun war er genöthigt, mit allen ſeinen Anhängern ſich vom Hofe zu entfernen, wozu ihm Heinrich IV. gegen Beſchimpfungen eine Begleitung mitgab, und nur ſeine Grundſätze blieben zurück, die eben die traurigſten Folgen nach ſich zogen, weil der junge König nach denſelben zu handeln unterrichtet war. Heinrichs vortheilhafte Geſtalt war mit Tapferkeit, Geduld und Freigebigkeit vereint. In ihm war die Anlage zu großen Thaten. Wir werden finden, wie er, bei ſeinen Niederlagen eben ſo, wie bei ſeinen Siegen immer großmüthig, ſein Reich mit dem Schwerte zu behaupten und zu zeigen wußte, daß die Geburt, oder das Glück Kronen zwar zu geben, der Muth aber ſie mit mehrerem Ruhme zu erhalten und zu beſchützen weiß. Je größere Gefahren und Hinderniſſe er antraf, deſto mehr verdoppelte ſich ſein Eifer, ſie zu überwinden. Selbſt die Widerwärtigkeiten waren für ihn eine Ermunterung, und ein Unterricht für das Zukünftige; er würde glücklich regiert haben, wenn er eine beſſere Erziehung erhalten und nicht das Unglück gehabt hätte, einen Adalbert zu ſeinem Hof- und Lehrmeiſter zu bekommen. Die Freiheit, die dieſer Prälat den böſen Leidenſchaften dieſes jungen Prinzen ließ, war in die größten Ausſchweifungen der Unzucht ausgeartet. Dieſes wilde Leben verurſachte ihm vor ſeiner eigenen Gemahlin, der tugendhaften Prinzeſſin Bertha, einen Widerwillen, und er betrug ſich gegen ſie

auf eine Art, die ſich nicht entſchuldigen läßt. Er hörte nicht auf, in den Erzbiſchof von Mainz ſeiner Eheſcheidung wegen ſo lang zu dringen, bis dieſer es dem Pabſte berichtete, der hierauf den Peter Damiani zu der Verſammlung nach Frankfurt ſchickte, und ein ſolches Anſuchen nicht nur ſchlechterdings verwarf, ſondern auch mit dem Kirchenbann drohte. Nur auf die ſehr dringlichen Vorſtellungen der Großen ließ ſich Heinrich IV. endlich bewegen, ſeine Gemahlin wieder aufzunehmen, von der er nachher mehrere Kinder bekam. Weſſen dieſer König ferner beſchuldigt wurde, war: daß er die Güter der Kirchen und Abteien weggenommen und die geiſtlichen Pfründen im Reiche verkauft habe. Hatte er ſich ſchon durch Laſter dieſer Art verhaßt gemacht, ſo machte er es ſich dadurch noch mehr, weil er dem Erzbiſchofe von Mainz für die Verwendung um ſeine Eheſcheidung verſprach, die Thüringer mit bewaffneter Hand zur Abgabe des Zehntens, welche der Erzbiſchof bis jetzt vergebens abforderte, zu nöthigen, worüber die Sachſen um ſo mehr aufgebracht wurden, weil Heinrich IV. ſie mit Gewalt zwingen wollte, und zu dieſem Ende nicht allein beſtändig in Sachſen, beſonders aber zu Goßlar, Hof hielt, ſondern daſelbſt auch an mehreren Orten Feſtungen anlegte, und ſie mit gebornen Franken beſetzte. Hiezu kam, daß, als Bernhard, Herzog von Sachſen, inzwiſchen mit Tode abging, ſeine beiden Söhne Ordulph und Hermann deſſen Länder unter ſich theilten, welches aber Heinrich IV. nicht dulden wollte, und deßhalb den Magnus einen Sohn des inzwiſchen verſtorbenen Herzogs Ordulphs gefangen nahm, um ihn zu zwingen, nicht allein das Herzogthum, ſondern auch ſeine Güter im Lüneburgiſchen abzutreten. Eben ſo wollte auch Heinrich IV. dem Otto von Nordheim, Herzoge von Sachſen, weil dieſer, als ein Abkömmling von Heinrich dem Vogler, ihm theils gefährlich ſchien, theils zu ſtarken Anhang hatte, das von ſeiner Mutter Agnes ihm verliehene Herzogthum Baiern

nicht in Händen laſſen; damit er aber einen Vorwand hätte, daſſelbe einzuziehen, trat ein gewiſſer Egino auf, der den Otto anklagte, er wäre von dieſem gedungen worden, Heinrich IV. zu tödten, und der ſich zugleich erbot, dieſes durch den damals üblichen Zweikampf zu erproben. Otto ward befohlen, deßhalb zu Goßlar zu erſcheinen; weil er es aber für zu erniedrigend hielt, als daß er es mit dem Egino aufnehmen ſollte, ward ihm nicht nur ſein Herzogthum, ſondern auch das Leben abgeſprochen, und er genöthigt, in Sachſen Schutz zu ſuchen. Das Herzogthum Baiern aber gab Heinrich IV. dem jungen Welf, einem Sohne des Markgrafen Azzo und der Kunigunde, einer Erbtochter des alten berühmten ſchwäbiſch welfiſchen Hauſes. Eben dieſer junge Welf ward der Stifter des nachmaligen welfiſchen Hauſes, und weil er ein Schwiegerſohn des entſetzten Otto war, ſchickte er dieſem ſeine Tochter zurück. Alle dieſe Urſachen brachten endlich die ſächſiſchen Fürſten und Prälaten zu einem allgemeinen Mißvergnügen, ſo daß ſie ſich ſämmtlich gegen Heinrich IV. ſchlugen, und von ihm durch eine Geſandtſchaft begehrten, daß er die in Sachſen erbauten Feſtungen ſchleifen, alles den ſächſiſchen Ständen Entriſſene zurückſtellen, ihre Freiheit ungekränkt erhalten, nicht beſtändig in ihren Landſchaften wohnen, die fremden Diener und Beiſchläferinnen wegſchaffen, den für den Erzbiſchof zu Mainz eingeräumten Zehnten abſtellen, und ein beſſeres Leben führen ſollte, oder ſie würden ihn im widrigen Falle bekriegen. Weil man Heinrich IV. dieſe Erklärung als einen bloßen blinden Lärm vorſtellte, und er deßhalb die Geſandtſchaft nur verächtlich abfertigte, brach dieſer zu dem ſächſiſchen Kriege gelegte Zunder in helle Flammen aus, und er ſah wider alles Vermuthen ein Heer von 60,000 Mann gegen Goßlar rücken, das ihn nun nöthigte, ſich in ſein Bergſchloß Harzburg zu werfen, wo er belagert wurde, und woraus er ſich nicht anders, als mit der äußerſten Gefahr

retten und nach Eſchwege in Heſſen flüchten konnte. Heinrich IV. ſammelte zwar ein Heer, konnte aber wenig Leute zuſammenbringen, weil die Schwaben, Baiern, Lothringer, und andere ebenfalls nicht trauten, und durch Beiſpiele mit Sachſen gewarnt, ſich vorſtellten, daß es ihnen nicht beſſer ergehen würde. Nun erkannte Heinrich IV. allgemach, daß die Welt ein wenig anders ausſehe, als er es ſich unter der Anleitung des Adalberts vorgeſtellt hatte, und daß, um eine Nation ſich willfährig und unterthänig zu machen, es nicht genug ſey, einige Schlöſſer zu bauen. Ueber Alles das, was vorging, hatten die Sachſen und Thüringer bereits ihre Klagen bei dem Pabſte Alexander II. angebracht, und dieſem vorgeſtellt, die deutſchen Kirchen befänden ſich in gewaltigen Unruhen, man beſäße ihre Güter unrechtmäßiger Weiſe, man erkaufe die Kirchenämter und geiſtliche Pfründen, das Volk ſey durch die Auflagen unterdrückt, und der Adel verächtlich gemacht, weil die Großen ihm übel begegneten, und ſeine Lehen an Unverdiente vergeben würden. Von all dieſem Unglücke nannten ſie Heinrich IV. den Urheber, und weil ſie den Pabſt um ſchnellſte Abhülfe baten, gab dieſer dem damals in Rom anweſenden Hanno, Erzbiſchofe von Cöln, einen Brief an den König mit, worin von dieſem Rechenſchaft über ſein Benehmen gefordert wurde. Indem Heinrich IV. auf Mittel dachte, ſich gegen alle fernere Klagen der Sachſen und Thüringer ſicher zu ſtellen, ſtarb inzwiſchen im Jahre 1073 Alexander II.

Nach dem Tode Alexanders ward 1073 Hildebrand ohne Vorwiſſen des kaiſerlichen Hofes zum Pabſte erwählt. Mit vieler Klugheit verſchob er ſeine feierliche Einweihung, bis er die nöthige Bewilligung erhalten hatte, und er erhielt dieſelbe durch dieſes Merkmal einer Unterwürfigkeit. Der junge Kaiſer (Heinrich IV.) ſah die Drangſale nicht voraus, die ihm von einem ſolchen oberſten Biſchofe würden zugefügt werden. Gregor VII.

(ſo nannte ſich der neue Pabſt) zeigte ſich bald als einen Feind aller Könige. Streng, unternehmend und unbiegſam, wie er war, ſetzten ihn ſeine Lage und ſein Charakter in den Stand, alle Staaten umzuſtürzen.

Man ſollte es kaum glauben, daß ein Mönch, nachdem er zum Haupte der Kirche erhoben worden, die Errichtung einer Univerſalmonarchie gewagt, alle chriſtlichen Könige als ſeine Vaſallen betrachtet und es wirklich unternommen habe, ſie unter dieſem Titel ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen. Indeſſen erhellet ſolches aus ſeinen eigenen Briefen deutlich. Wer den ehemaligen Zuſtand der Päbſte mit der Macht vergleicht, zu welcher ſie ſich damals bereits empor geſchwungen hatten, begreift es, wie ein kühner Geiſt einen ſolchen Entwurf gebären konnte, und wie er vielleicht denſelben noch eher hätte ausführen können, wenn er eben ſo viel Gewandtheit als Muth gehabt hätte.

Gregor fing mit Bekanntmachung ſeiner Anſprüche auf Spanien an. Er ſchrieb einen Tribut für die Eroberung aus, die man daſelbſt über die Saracenen machen würde. „Denn euch,“ ſchrieb er an die Spanier „euch iſt es ohne Zweifel genugſam bekannt, daß das Königreich Spanien, als ein ehemaliges Eigenthum des heiligen Peters, noch jetzt keinem ſterblichen Menſchen, ſondern allein dem apoſtoliſchen Stuhle zugehört.“ Er verbot ihnen, Eroberungen zu machen, wenn ſie nicht den Tribut treulich bezahlen würden, indem er dieſes Land lieber in den Händen der Ungläubigen, als die Kirche von ihren Söhnen feindlich behandelt ſehen wollte. Nach einer ſolchen Erklärung iſt nichts mehr zu verwundern.

Der König von Frankreich, Philipp I., ein ſchwacher und laſterhafter Fürſt, verhinderte die Einweihung eines Biſchofs zu Macon, und ward noch außerdem beſchuldigt, daß er die Pfründen verkaufte. Gregor ſchrieb an den Biſchof zu Chalons an

der Saone, daß der König ſeine Aufführung ändern müſſe, oder von der Gewalt des heiligen Peters die verdiente Strafe zu erwarten hätte, und daß die Franzoſen durch einen allgemeinen Bannfluch dergeſtalt ſollten getroffen werden, daß ſie ihm den Gehorſam aufkündigen würden, wo ſie nicht etwa den chriſtlichen Glauben lieber abſchwören wollten. Philipp ließ ihm durch einen Geſandten ſeine Ehrerbietigkeit und ſeinen Gehorſam verſichern.

Einige gemißhandelte Pilgrime, und die Summen, die auf öffentlichen Meſſen von einigen italieniſchen Kaufleuten waren erpreſſet worden, gaben zu neuen Klagen Gelegenheit. Das war dem Pabſte genug, um den Biſchöfen zu ſchreiben: „Euer König, der ſein ganzes Leben in Laſter und Schandthaten zugebracht hat, iſt ein Tyrann, und nicht ein König. Will er Euch nicht hören, ſo ſondert Euch gänzlich von dem Gehorſam und von der Gemeinſchaft mit ihm ab, und verbietet durch ganz Frankreich alle gottesdienſtliche Handlungen. Wenn ihn der Bannfluch nicht beſſert, ſo ſoll Jedermann wiſſen, daß wir mit der Hülfe Gottes alle Mittel anwenden werden, das Reich von der Unterdrückung zu befreien.“ In einem andern Briefe eiferte er auf das heftigſte wider das unerhörte verabſcheuungswürdige Verbrechen Philipps, dieſes Königs von Frankreich, oder vielmehr dieſes reißenden Wolfes und ungerechten Tyrannen. Dieſes gräuliche Verbrechen beſtand darin, daß er den italieniſchen Kaufleuten eine Summe Geldes abgenommen hatte.

Entweder Philipp mag ſich unterworfen, oder die deutſchen Angelegenheiten mögen Gregor an ſeiner weitern Verfolgung gehindert haben, der Tyrann blieb auf dem Throne. Dagegen wurde Frankreich einem abſcheulichen Legaten übergeben, dem Biſchofe von Die, einem gebornen Franzoſen, der die Geißel der Nation ward, ſich äußerſt despotiſch betrug, wider das Verbot

des Königs Concilien hielt, ohne Rechtsform eine Menge Biſchöfe abſetzte, für den Pabſt Truppen warb, und Gelder eintrieb, und mit einem Worte, alle Rechte der Biſchöfe und der Krone unter die Füße trat. Gregor verlangte, daß Frankreich ihm eben ſowohl als England einen jährlichen Tribut, wenigſtens einen Römergroſchen (ungefähr einen Thaler nach unſerer Münze), für jedes Haus bezahlen ſolle. Gelang es ihm nun gleich nicht, Frankreich ſolchergeſtalt zinsbar zu machen, ſo gelang es ihm doch wenigſtens, das Primat zu Lyon feſt zu gründen, das einzige, welches über die alten Grundſätze der Nationalgeiſtlichkeit geſiegt hatte.

Unaufhörlich mit dem Kirchenbanne wider die Simonie bewaffnet und wider die Prieſterehen, erfuhr er doch, daß es ihm weit ſchwerer ward, Laſter, als Könige zu bezwingen. Man verbot, bei Prieſtern, die Kebsweiber hatten, Meſſe zu hören, unterſagte ihnen alle Amtsverrichtungen, und drang auf die ſtrengſte Beobachtung des Cölibats. Aber dieſe in einer Kirchenverſammlung zu Rom ergangenen Geſetze ſchienen unerträglich. So viel vermochte der eingeführte Gebrauch über die Kirchenzucht. Sie veranlaßten Empörungen. Gregor ward als ein Ketzer verſchrieen, der die Lehre Chriſti und des heiligen Paulus verfälſche. „Beſteht er darauf, ſo wollen wir lieber dem Prieſterthum als unſern Gattinnen entſagen, und ſo mag er Engel ſuchen, die der Kirche vorſtehen.“ Das war nach dem Zeugniſſe gleichzeitiger Geſchichtſchreiber die faſt allgemeine Sprache. Lanfrancus ſelbſt wußte das Geſetz nicht geltend zu machen. In einer Kirchenverſammlung zu Wincheſter verbot er zwar den Domherren die Ehe, den Landpredigern hingegen erlaubte er, ihre Gattinnen zu behalten, und befahl nur, daß in Zukunft keiner zum Diaconus oder Prieſter ſollte geweiht werden, der ſich nicht zuvor zum Cölibat verpflichtet hätte. Faſt durchgehends betrachtete ein großer Theil der Cleriſei und des Volkes damals den Cölibat der Prieſter nicht mehr als eine

Pflicht, ganz gegen die alten Concilienſchlüſſe. Man ſchrie demnach im Occident faſt eben ſo laut, als man im Orient geſchrieen hatte, wenn ein Patriarch zu Conſtantinopel es ſich hatte einfallen laſſen, die griechiſche Cleriſei zum eheloſen Stande zu zwingen.

Dem Pabſte lag nichts ſo ſehr am Herzen, als das Prieſterthum von den Fürſten unabhängig und deſto abhängiger von Rom zu machen; daß er den Cölibat als ein Mittel zur Erreichung dieſer Abſicht angeſehen haben ſoll, weil Männer ohne Familie nur durch ſchwache Bande mit der bürgerlichen Geſellſchaft verknüpft ſind, iſt ſehr wahrſcheinlich. Aber unzweifelhaft iſt der Bewegungsgrund, der den Streit wegen der Inveſtituren rege machte. Die Biſchöfe und Aebte, die ihre Güter von den regierenden Fürſten zu Lehen hatten, mußten von denſelben eben ſowohl als die andern weltlichen Herren die Inveſtitur nehmen. Dieſe Ceremonie ſetzte ſie in den Beſitz der zeitlichen Kirchengüter und ihre Abhängigkeit ſchien in dieſer Abſicht um ſo viel gerechter, je reicher und mächtiger ſie, als weltliche Herren betrachtet, waren.

Seit dem neunten Jahrhunderte war es eine in Deutſchland eingeführte Sitte, daß der Fürſt ſie mit Darreichung eines Biſchofsſtabes und eines Ringes inveſtirte. Kein Menſch ließ es ſich einfallen, daß ihnen dadurch die geiſtliche Gewalt ihres Prieſterthumes ertheilt würde. Gregor **VII.** nahm das gleichwohl als ausgemacht an, um zur Vernichtung der Kronrechte einen ſcheinbaren Vorwand zu haben. Er machte aus der Inveſtitur eine Simonie, und in einer Kirchenverſammlung zu Rom verbot er bei Strafe des Bannes, ſie von Laien anzunehmen. Die deutſchen Biſchöfe, die ſich ohnehin der kaiſerlichen Gewalt zu entziehen wünſchten, unterſtützten dieſes Vorhaben mit Eifer, und die Biſchöfe anderer Länder fanden nicht weniger ihren Vortheil. Daraus entſtanden nun die Kriege zwiſchen dem Prieſterthume und dem Reiche,

Kriege, die deſto ſcheußlicher waren, weil ſie lehrten, unter dem Vorwande der Religion das Blut der Menſchen zu vergießen.

Da die wahre Simonie in Europa allgemein war, ſo fand der falſche Eifer gar leicht Gründe zur Beſchönigung dieſer päbſtlichen Eingriffe in die königlichen Rechte. Könige, die faſt gar keine Gewalt hatten, ohne Krongüter und ohne Geld waren, nahmen gern Theil an den Pfründen. Sie machten ſich kein Gewiſſen daraus, dieſelben manchmal zu verkaufen, und auf der andern Seite hielt man auch die Erkaufung derſelben für keine Gewiſſensſache. Daran waren die Sitten und die Umſtände ſchuld. Haben wir doch die päbſtliche Würde von der Cleriſei, welche das Wahlrecht hatte, an eine Anzahl Käufer verhandelt geſehen.

Heinrich IV., deſſen Unterdrückung Gregor beſonders zur Abſicht hatte, der mit den geiſtlichen Pfründen eine Art von Handel trieb, war mit Beſtreitung der rebelliſchen Sachſen beſchäftigt, deren Trotz ſo weit ging, daß ſie ihm einen Zweikampf angeboten hatten, um durch denſelben zu entſcheiden, ob er Kaiſer bleiben ſolle oder nicht. Während dieſes bürgerlichen Krieges waren ihm von Seiten Roms ſchon manche Unruhen erregt worden, und er war klug genug geweſen, alle mögliche Mäßigung zu gebrauchen. Er hatte ſogar den Gregor gebeten, die Sachſen als Religionsſchänder mit dem Banne zu belegen. Dieſe aber wandten ſich gleichfalls an das päbſtliche Tribunal, und beſchuldigten den Kaiſer der Simonie und anderer Verbrechen. Bald darauf wurden die Sachſen gezwungen, ſich zu unterwerfen; dagegen arbeitete der Pabſt an Donnerkeilen gegen den Kaiſer.

Man ſuchte auf einem Reichstage 1076 die Sache beizulegen, als plötzlich zwei Legaten erſchienen, die den Kaiſer aufforderten, an einem beſtimmten Tage ſich zur Beantwortung der wider ihn gebrachten Klagen vor dem Pabſte zu ſtellen. Heinrich vergalt dieſe Schmach dadurch, daß er auf einer Verſammlung zu Worms

den Pabſt abſetzen ließ, und ihm darauf zu verſtehen gab, daß ein Monarch Gott allein zum Richter habe, und wegen keines Verbrechens, wenigſtens nur wegen Verläugung des Glaubens, abgeſetzt werden könne. Nun ſprach der Pabſt in voller Kirchenverſammlung im Namen des heiligen Petrus den donnernden Bannſpruch aus, kraft deſſen er dem Kaiſer Heinrich das deutſche Reich und das italieniſche Königreich nahm, alle ſeine Unterthanen von ihrem Huldigungseide entband, und ihnen verbot, ihn für ihren König zu erkennen. So ward dann zum erſten Male ein Monarch von dem Pabſte des Reiches entſetzt. Dieſer Urtheilsſpruch diente vielen folgenden zum Muſter.

Nichts konnte befremdender ſeyn, als daß man der Kirchenverſammlung zu Rom, wo dieſes Urtheil des Pabſtes ausgeſprochen ward, die berühmte Gräfin Mathilde und ihre Mutter Beatrix beiwohnen ſah, die einen großen Theil von Italien unumſchränkt beherrſchten, Gregor VII. blindlings ergeben waren, ihn aufmunterten, und ihm mit allen ihren Kräften wider Heinrich, ihren nahen Verwandten, beizuſtehen verſprachen. Dieß war keiner der geringſten Bewegungsgründe, die den Pabſt mit Zuverſicht erfüllten, der ohnehin wußte, daß die Deutſchen zur Empörung geneigt waren. Er bemühte ſich, eine ſo empörende Unternehmung nach ſeiner Art durch Trugſchlüſſe zu rechtfertigen, die für Beweiſe gelten ſollten. „Hat der heilige Stuhl,“ ſo ſchrieb er an den Biſchof von Metz, „von Gott das Recht empfangen, über geiſtliche Sachen zu richten, wie ſollte er denn nicht auch dieſes Recht über weltliche Sachen haben? Werden die Geiſtlichen verurtheilt, wenn es nöthig iſt; warum ſollten denn nicht die Laien ihrer Verbrechen wegen beſtraft werden? Vielleicht bilden ſie ſich ein, daß die königliche Würde weit über der biſchöflichen ſtehe; ſie können aber den Unterſchied von beiden aus ihrem Urſprunge beurtheilen lernen. Die eine iſt ein Werk des menſchlichen Stol-

zes, und die andere ein Werk der göttlichen Güte; jene ſtrebt nach eitler Ehre, und dieſe hat die Seligkeiten des Himmels zur Abſicht u. ſ. w." Aus dieſer Deduction konnte man nun die Folge ziehen, daß die königliche Gewalt abgeſchafft, hingegen der Pabſt für den einzigen Herrn der Welt mußte anerkannt werden.

Gregors Briefe, ſeine Legaten, und einige andächtige Schwärmer, die dießfalls eigentlich nach Deutſchland geſchickt wurden, machten den päbſtlichen Bannſpruch ſo geltend, als wenn er von Gott gegeben wäre. Unwillig über den ärgerlichen Verkauf der Pfründen, über die Bedrückungen, die ſie von dem Kaiſer zu erdulden hatten, und über ſeine ausſchweifende Lebensart, ſäumten die Deutſchen, ſelbſt die, die den Pabſt abgeſetzt hatten, nicht, ſich wider den Kaiſer zu erklären. Eine Verſammlung zu Tribur entwarf zu deſſen Unterdrückung die gewaltſamſten Maßregeln. Heinrich demüthigte ſich ſo ſehr, daß er ſich erbot, den Großen die Regierung zu überlaſſen, wenn man ihm nur den königlichen Titel und den dazu gehörigen Ornat ließe. Es ward ausgemacht, der Pabſt ſolle gebeten werden, zur gerichtlichen Entſcheidung nach Augsburg zu kommen; würde der König nicht innerhalb eines Jahres von dem Banne losgeſprochen, ſo ſolle er der Krone auf immer verluſtig ſeyn; in dieſer Zwiſchenzeit aber ſolle er, als ein mit dem Banne Belaſteter, zu Speyer ſeinen Aufenthalt haben, von der Kirche ausgeſchloſſen ſeyn und kein öffentliches Geſchäft verrichten. Man dachte damals, daß ein ganzes unter dem Kirchenbanne durchlebtes Jahr, nach dem deutſchen Rechte, den Verluſt der Lehen und aller übrigen Güter zur Folge habe. Die Deutſchen ſchienen ſich in die Knechtſchaft zu ſtürzen, ſelbſt indem ſie ihren Beherrſcher feſſelten.

Heinrich, durch ſein Unglück niedergeſchlagen, gezwungen, ſich dem Geſetze der Rebellen zu unterwerfen, in Furcht vor den unvermeidlichen Folgen des Urtheiles, dem er nicht ausweichen konnte,

HEINRICH DER IV IM SCHLOSSHOF ZU CANOSSA

entſchloß ſich, den Pabſt, ſeinen Unterdrücker, perſönlich um Erbarmen anzuflehen. Er kam als ein demüthig Büßender in Italien an, und begab ſich nach Canoſſa, an den apenniniſchen Gebirgen, einem feſten Schloſſe der Gräfin Mathilde, worin Gregor mit derſelben eingeſchloſſen war. Eine dreifache Mauer umgab die Burg. Innerhalb der zweiten Mauer hielt man den Kaiſer an, und ließ ihn drei Tage lang, mitten im Winter, barfuß und ohne alle Bedienung warten, bis es dem Pabſte gefiel, ihm Gehör zu geben. Dieß erhielt er nach einer rauhen Prüfung durch dringende Bitten und Verheißungen. Er empfing die Abſolution, aber nicht eher, bis er ſich anheiſchig gemacht hatte, ſich vor der deutſchen Reichsverſammlung zu ſtellen, ſich dem Urtheile des Pabſtes zu unterwerfen, wenn dieſer es befehlen würde, der Krone verluſtig zu ſeyn, und ſich bis dahin aller Reichsgeſchäfte zu enthalten. Heinrich beſchwor Alles, was man verlangte.

Gregor las darauf die Meſſe, nahm ſelbſt zum Beweiſe ſeiner Unſchuld die eine Hälfte der Hoſtie, überreichte die andere Hälfte dem Kaiſer, mit dem Verlangen, ſich gleichfalls durch den Genuß derſelben zu rechtfertigen. Dieſer entſchuldigte ſich unter dem Vorwande, daß er den Abweſenden mit dieſer Probe kein Genüge leiſten würde.

Inzwiſchen rüſteten ſich die Longobarden, die damals mit Gregor unzufrieden waren, über die Schwäche und Entehrung Heinrichs, und droheten ihn zu entthronen, und ſeinen Sohn an ſeine Stelle zu ſetzen. Dieſer Umſtand belebte ihn mit neuem Muthe. Er brach ſeinen Eid, und gewann wieder die Zuneigung der Longobarden. Aber die Deutſchen rächten den Pabſt, indem ſie den König abſetzten. An ſeiner Stelle ward in einer Reichsverſammlung Rudolph, Herzog von Schwaben, erwählt.

Gregor wagte es anfangs nicht, ſich für einen von dieſen beiden zu erklären, und gab zu verſtehen, er würde die Partei

desjenigen nehmen, der ſich dem apoſtoliſchen Stuhle am meiſten unterwürfig bezeigen würde. Mit einem Worte, er verlangte, daß ſeine Legaten die Sache auf der Stelle entſcheiden ſollten, und bedrohte einen Jeden, der ſich ihnen widerſetzen würde, mit dem Bannfluche. „Wir binden (ſagt er in ſeinem Decrete) nicht nur die Seele, ſondern auch den Leib, und ſprechen ihm alles Glück in dieſem Leben, und ſeinen Waffen jeden Sieg ab.“ Man hätte glauben ſollen, daß er über das Glück und über alle Elemente zu gebieten habe.

Nach einigen unglücklichen Feldzügen erfocht Rudolph endlich einen Sieg, der ſeiner Partei den Ausſchlag zu geben ſchien. Alsbald erklärte der hochmüthige Gregor Heinrich IV. in einer Kirchenverſammlung zu Rom des Königreiches Deutſchland und Italien verluſtig, nahm ihm alle königliche Macht und Ehre, verbot zugleich allen Chriſten, ihm als ihrem König zu gehorchen, und verdammte ihn ſelbſt dazu, daß er hinfort in den Schlachten kraftlos und niemals ſiegreich ſeyn ſolle. Dieß ſind die eigenen Worte des päbſtlichen Decretes, das er mit dieſer Apoſtrophe an die Apoſtel Petrus und Paulus beſchließt: „Laſſet demnach alle Welt ſehen, daß wenn ihr im Himmel binden und löſen könnet, ihr nicht weniger auf Erden einem Jeglichen, wie er es verdient, Kaiſerthümer, Königreiche, Fürſtenthümer, Herzogthümer, Markgrafſchaften, Grafſchaften und die Beſitzungen aller Menſchen nehmen und geben könnet; laſſet die Könige und Fürſten jetzt eure Gewalt kennen lernen, und zittert vor dem Gedanken, die Befehle eurer Kirche zu verachten; laſſet euren ſtrafenden Eifer über Heinrich ſchleunig ausbrechen, damit kein Zweifel übrig bleibe, daß ſein Unglück das Werk eurer Gewalt, und nicht des Zufalls ſey.“

Wir haben einen zweiten Brief an Hermann, Biſchof zu Metz, der die Gedanken Gregor's und ſeine Grundſätze eines Despotismus ohne Beiſpiel noch mehr enthüllt. Er nimmt in

demſelben als ausgemacht an, „daß ein bloßer Exorciſt eine größere Gewalt habe, als irgend ein weltlicher Herr, denn der Exorciſt befiehlt den Teufeln, deren Sclaven laſterhafte Fürſten ſind; daß die Prieſter ganz offenbar über die Könige erhaben ſind, denn ſie richten die Könige, und können dieſelben von ihren Sünden losſprechen; daß gute fromme Chriſten von dem niedrigſten Stande weit eher, als laſterhafte Fürſten, für Könige müſſen angeſehen werden, denn jene ſind Glieder Chriſti, und dieſe Glieder des Teufels; daß aus dem bündigſten Grunde die Päbſte Herren über Alles ſind, denn die päbſtliche Würde macht unfehlbar, und von dem Apoſtel Petrus an zählt man beinahe hundert Päbſte unter den größten Heiligen.“ Wie durfte man es doch wagen, nach den unzähligen Aergerniſſen des 10. und 11. Jahrhunderts die Heiligkeit zu einer Art von Vorrecht zu machen, das mit der päbſtlichen Würde unzertrennlich und weſentlich verbunden wäre. Doch Vorurtheile ſind oft vermögend, die ungereimteſten Einfälle zu Grundſätzen zu erheben. Die Canoniſten ſchrieben zuletzt, „daß der Pabſt weder ein Gott, noch ein Menſch, ſondern ein Mittelding zwiſchen Gott und Menſch ſey.“

Heinrich, von Natur zu Gewaltthätigkeiten noch geneigter als Gregor, und wüthend über die ihm zugefügten Beleidigungen, überſchritt auf ſeiner Seite alle Gränzen. Er hatte in einem Concilium den Pabſt abgeſetzt, und an ſeine Stelle Guibert, Erzbiſchof von Ravenna, ernannt. Nachdem Rudolph von ihm überwunden und 1080 in einer Schlacht getödtet war, kam er mit ſeinem Gegenpabſte und einer Armee nach Italien zurück. Gregor hatte für Unterſtützung geſorgt. Er konnte nicht nur auf die Gräfin Mathilde rechnen, die ſich ganz von ihm beherrſchen ließ, und zum Zeichen ihrer Ergebenheit dem heiligen Stuhle ein Geſchenk mit ihren Staaten gemacht hatte, ſondern auch auf Robert Guiscard, Herzog von Calabrien und Apulien, und

auf die Normänner, die er ehemals mit ſeinen Bannſtrahlen verfolgt, aber nachgehends mit aller Schonung, die ihm ſeine Staatsklugheit eingab, behandelt hatte. Es entzündete ſich abermals ein blutiger Krieg um des Pabſtes willen, der es ganz vergaß, daß er ein Diener des Friedens ſeyn ſollte.

Nach verſchiedenen Feldzügen und nach einer langen Belagerung bemächtigte ſich Heinrich der Stadt Rom. Guibert wurde unter dem Namen Clemens **III.** zum Pabſte eingeweiht, und krönte dagegen Heinrich zum Kaiſer. Gregor, der von einer Kirchenverſammlung zu Utrecht war in den Bann gethan worden, behauptete ſich in der Engelsburg. Robert Guiscard eilte zu ſeiner Hülfe herbei, und ſetzte ihn in Freiheit. Indeſſen flüchtete Gregor, der ſich zu Rom nicht mehr ſicher hielt, nach Salerno, nachdem er über den Gegenpabſt und über den Kaiſer neue Bannſtrahlen geſchleudert hatte. Er ſtarb im folgenden Jahre (1085). Seine letzten Worte, die er aus der Schrift entlehnte, waren: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt; darum ſterbe ich als ein Verwieſener.“

Man kann die Unternehmungen Gregors **VII.** zum Theile durch die Vorurtheile entſchuldigen, die durch die falſchen Decretalen waren eingeführt worden, und unter Begünſtigung der Unwiſſenheit immer höher ſtiegen. In Abſicht auf den Kirchenbann gingen dieſelben ſo weit, daß ein Geächteter von aller bürgerlichen Geſellſchaft gänzlich ausgeſchloſſen ſchien. Wer mit demſelben Umgang hielt, fiel eben dadurch ſogleich in den Bann; wer mit dieſem letzteren umging, den traf daſſelbe Schickſal; und ſo ging es ferner ins Unendliche fort. Nun erſtreckte ſich dieſes nicht bloß auf die kirchliche Gemeinſchaft, ſondern auf den Umgang im gewöhnlichen Leben, und auf die unentbehrlichſten Dinge. Gregor glaubte eine große Barmherzigkeit zu erweiſen, indem er in Anſehung der Gattinnen, der Kinder und der Bedienten der mit dem Banne Beleg-

ten eine Ausnahme gelten ließ, und erlaubte, denen, die unter dem Joche des Bannes waren, das Nothwendige zu reichen. Vermöge dieſer angenommenen Grundſätze, die ſehr von den alten Regeln abwichen, mußte ein im Banne ſtehender Fürſt abgeſetzt werden.

Dieſer Pabſt wiederholte oft in ſeinen Briefen die Worte des Jeremias: „Verflucht ſey, der ſein Schwert aufhält, daß es nicht Blut vergieße.“ Er gab dieſen Worten eine ſchlechte Deutung, und verlor die wahren Abſichten ſeines heiligen Amtes ganz aus den Augen. Aber aus welchem Grunde konnte er behaupten, daß Frankreich, England, Spanien, Dänemark, Ungarn, Dalmatien, Polen und ſogar Rußland ꝛc. ihm, wie er es verlangte, zinsbar ſeyn, oder huldigen und den Eid der Treue leiſten ſollten? daß Sachſen von Carl dem Großen der römiſchen Kirche geſchenkt ſey? daß der König der Deutſchen, den man nach Rudolph erwählen würde, verpflichtet ſeyn ſollte, ſich für ſeinen Vaſallen zu erkennen, und ihm in Allem zu gehorchen? daß folglich das Kaiſerthum, das nun ein Mal mit der deutſchen Krone verbunden war, als ein Lehen des römiſchen Stuhles müſſe betrachtet werden, da doch die Kaiſer das unſtreitige Recht hatten, die Wahl der Päbſte zu beſtätigen? Wenn ein ſolches Staatsſyſtem bloß durch die Macht der Vorurtheile und der geiſtlichen Waffen hätte können eingeführt werden, ſo würde das neue Reich des Prieſterthums zu Rom die Eroberung jenes ehemals ſo fürchterlichen römiſchen Reiches ſehr verdunkelt haben.

Der Eroberer Englands allein wußte ſich durch ſeine Staatskunſt bei einem Pabſte Ehrerbietigkeit auszuwirken, der die Kronen mit Füßen trat. Gregor hatte von ihm verlangt, daß er ihm huldigen und Tribut bezahlen ſollte (denn ſo nannte er den Petersgroſchen, den der fromme König Offa der Kirche als ein Opfer gewidmet hatte). Wilhelm erbot ſich, den Petersgroſchen nach Gewohnheit zu bezahlen, aber ſtatt ihm zu huldigen, verbot

er ſeinen Biſchöfen, zu einer Kirchenverſammlung nach Rom zu gehen. Gregor ſelbſt befahl ſeinen Legaten, den König zu ſchonen, und ſchrieb: „Ob er ſich gleich in gewiſſen Stücken nicht ſo gewiſſenhaft beträgt, als wir es wünſchen, ſo verdient er doch mehr als die andern Könige geehrt zu werden, weil er die Kirchenämter nicht verkauft, weil er ſich nicht zu den Feinden des heiligen Stuhles geſellet, und weil er ſogar eidlich verſichert hat, die Prieſter zur Trennung von ihren Ehegenoſſen, und die Laien zur Wiederauszahlung des Zehenten anzuhalten.“

Aus folgendem Zuge kann man ſchließen, wie Wilhelm ſich würde benommen haben, wenn die Cleriſei ſich ihm widerſetzt hätte. Der Biſchof von Bayeux, der von mütterlicher Seite ſein Bruder war, hatte heimlich einen Anſchlag angeſponnen, in Begleitung vieler Herren, mit einem großen Schatze, nach Rom zu gehen, um ſich die päbſtliche Würde zu erwerben. Der König, der davon Nachricht bekommen hatte, warf ihm ſeine Verrätherei vor, und befahl den Großen, ihn in Verhaft zu nehmen. Als Niemand an den Prälaten die Hände legen mochte, nahm er ihn ſelbſt gefangen. Der Biſchof berief ſich auf die Freiheiten der Kirche; aber Wilhelm erwiederte: „ich nehme nicht den Biſchof, ſondern den Grafen gefangen.“ Er hatte nämlich ſeinen Bruder zum Grafen von Kent gemacht.

Dieſer Monarch war Englands Unterdrücker, trieb daſelbſt das Recht der Waffen, auf die ſich ſeine königliche Gewalt gründete, aufs äußerſte. Durch einige Empörungen gaben ihm die Engländer einen Vorwand zu ihrer Unterjochung, und vielleicht hatte er nur dieſes einzige Mittel, ſie zur Unterwürfigkeit zu zwingen. Er nahm ihre Güter und bereicherte damit ſeine Diener, und bemühte ſich, ihre Geſetze, ihre Gewohnheiten und ſogar ihre Sprache auszurotten. In öffentlichen Schriften und vor den Gerichtsſtühlen wurde nur die franzöſiſche Sprache gebraucht.

Mit einem Worte, er machte ſeine Regierung verhaßt, aber dauerhaft, und ſeine Staatskunſt war die Staatskunſt eines ſchlauen und muthigen Despoten.

Als Wilhelms älteſter Sohn, Robert, mit dem Beinamen Kurzhoſe, die ihm verſprochene Normandie verlangte, ſo wies ihn Wilhelm mit den Worten ab: „ich werde meine Kleider nicht eher ausziehen, als bis ich zu Bette gehe.“ Dadurch wurde der herrſchſüchtige und von Natur ungeſtüme Prinz aufs äußerſte erbittert. Seine Brüder, auf die er ohnehin eiferſüchtig war, begoſſen ihn nicht lange darauf zum Scherze mit Waſſer. Er fühlte ſich dadurch noch mehr beleidigt, verließ den Hof, und begab ſich noch dieſelbe Nacht in Begleitung ſeiner Mitverbundenen nach Rouen, um ſich des dortigen Schloſſes zu bemächtigen; doch dieſes gelang ihm nicht. Hierauf flüchtete er weiter in die Normandie hinein, fand daſelbſt großen Anhang, und wurde, wie man argwöhnte, ſelbſt von ſeiner Mutter mit Geld unterſtützt. Die Unruhen dauerten von **1076** bis **1079**. Endlich wurde er von ſeinem Vater in der Feſtung Gerberoi belagert, und bei einem Ausfalle aus dieſer Feſtung kam es zwiſchen ihm und ſeinem Vater zu einem merkwürdigen Zweikampfe. Sie kämpften, ohne ſich zu kennen, durch ihre Helme bedeckt. Der verwundete König fiel vom Pferde. Jetzt erkannte ihn Prinz Robert, fiel ihm zu Füßen, und hatte Mühe, ihn zu beſänftigen.

Philipp I., König von Frankreich, ſtellte ſich durch einen unbedachtſamen Spott dem Zorne eines ſo gefährlichen Vaſallen bloß, der weit mächtiger, als er ſelbſt war. Wilhelm war übermäßig fett geworden, und mußte deßwegen eine ziemliche Zeit hindurch das Bett hüten. Dieß veranlaßte Philipp zu der Spötterei: ſein Bruder in England müßte lange Wochen halten. Dies erfuhr Wilhelm, und wurde dadurch ſo erbittert, daß er Philipp ſagen ließ: er wolle bald zu Paris ſeinen Kirchengang

halten, und alsdann ſo viele Wachskerzen anzünden, daß Frankreich darüber in Brand gerathen ſolle. Der erboſ'te Wilhelm griff zu den Waffen, drang bis nach Mánte, verbrannte dieſe Stadt, und würde ſeine Wuth bis nach Paris gebracht haben, wenn er nicht durch eine tödtliche Krankheit daran wäre verhindert worden.

Schon bei Verwüſtung der Stadt Mante hatte ſich Wilhelm ein Fieber zugezogen, er ſtürzte bald darauf vom Pferde, und bekam von dem Sattelknopfe einen heftigen Stoß an den Magen, der ſeinen Tod verurſachte.

Auf ſeinem Todtenbette machte er ſich darüber Vorwürfe, daß er ſo viel Menſchenblut vergoſſen hatte; aber um ſich über die Schreckniſſe der Zukunft zu beruhigen, überrechnete er ſeine guten Werke. Er freute ſich, als über ein großes Verdienſt, bei der Erinnerung, daß er die Kirche geehrt, daß er Lanfrancus, Anſelmus und andere berühmte Mönche zu den erſten Würden erhoben, zehn von ſeinem Vater geſtiftete Abteien vermehrt und bereichert, und in der Normandie **17** neue Mönchs- und ſieben Nonnenklöſter angelegt habe. Er befahl, ſeine Schätze unter Kirchen und Arme zu vertheilen; denn dadurch glaubte man damals ein Heiliger zu werden, nachdem man eine Geißel der Menſchen geweſen war. Der zweite Sohn des Eroberers, Wilhelm der Rothhaarige, nahm mit Gewalt den engliſchen Thron ein; Robert, ſein älteſter Sohn, beſaß bloß die Normandie und Maine; Heinrich, der jüngſte, der anfangs faſt nichts hatte, ſetzte ſich nachmals in den Beſitz von der ganzen väterlichen Verlaſſenſchaft.

Gregor **VII.** ſchien noch in ſeinen Nachfolgern zu regieren. Der Abt von Monte Caſſino, den er auf ſeinem Todbette zu ſeinem Nachfolger beſtimmt hatte, und da er unter dem Namen Victor **III.** erwählt ward, erneuerte ſogleich das Decret wider die Inveſtituren, und ſetzte jeden Kaiſer, König, Herzog, Markgrafen u. ſ. w. ab, der ſich gegen dieſe Ordnung auflehnte. Er bezeichnete aus-

drücklich als Ketzer Alle, welche ſich der Simonie ſchuldig machten, das hieß, alle Fürſten, welche die Inveſtitur gaben, und alle Beſitzer geiſtlicher Pfründen, welche dieſelben von ihnen annahmen. Dieſe vermeintliche Ketzerei machte den Zank nur grauſamer. Victor ſtarb im Jahre **1087** unter der Kirchenverſammlung, auf welcher er dieſes Decret ausgehen ließ. Ein anderer Mönch, ein Franzoſe von Geburt, der ſich zum Biſchof von Oſtia emporgeſchwungen, und den Gregor **VII.** gleichfalls für würdig erklärt hatte, ſein Nachfolger zu werden, gelangte nunmehr zu dieſer Ehre, und nahm den Namen Urban **II.** an. Er ſchrieb ſogleich nach allen Gegenden, daß er die Grundſätze Gregors aufs treulichſte befolgen würde. Man hatte auch folglich den Ausbruch neuer Ungewitter zu erwarten.

Ein recht furchtbares zog ſich Philipp **I.** durch ſeine ärgerliche Eheſcheidung von der Königin Bertha zu, mit welcher er verſchiedene Kinder erzeugt hatte. Verliebt in Bertraden, dritte Gemahlin des Grafen von Anjou, machte er wider die Königin den gewöhnlichen Vorwand der zu nahen Verwandtſchaft geltend, und dieſes war um ſo leichter, da man erſt kürzlich wieder die Ehen mit Verwandten bis zum ſiebenten Grade verboten hatte. Der Gegenvorſtellungen des berühmten Ivo, Biſchofes zu Chartres, ungeachtet, verſtieß er ſie nicht nur, ſondern vermählte ſich auch mit ſeiner Buhlerin, die er ihrem Gemahle entführt hatte.

Urban **II.** miſchte ſich ſogleich in dieſe Angelegenheit. Er drohte in einem Briefe: „Würde der König in dem Laſter beharren, ſo wolle er die ehebrecheriſchen Medianiter mit einem noch ſchärferen Spieße, als der Spieß Pinehas war, durchſtechen.“ Sein Legat ſprach wirklich den Bannfluch in einer Kirchenverſammlung zu Autun aus, in welcher auch der Kaiſer Heinrich **IV.** und der Gegenpabſt Guibert mit dem Banne belegt wurden. Philipp unterwarf ſich dem Kirchenbanne, ohne ſich von Ber-

trade n trennen zu wollen. Das Ableben der Bertha gab ihm einige Hoffnung. Bertrade behauptete ſelbſt mit Genehmigung des Grafen von Anjou, ihre erſte Ehe ſey nichtig geweſen. Man hätte dem Uebel durch Güte abhelfen können, aber der Pabſt wollte nun einmal die Sache mit Gewalt treiben.

Beſchäftigt mit dem großen Entwurfe der Kreuzzüge, die bald ausgeführt werden ſollten, kam Urban nach Frankreich, um die Begeiſterung der Franzoſen zu erwecken, die ohnehin zu dergleichen Unternehmungen nur zu ſehr geneigt waren. Er hielt in dieſer Abſicht die Kirchenverſammlung zu Clermont. Hier that er den König Philipp aufs neue in den Bann, nachdem er allen Regenten die Ertheilung der Inveſtitur und allen Biſchöfen und Prieſtern, den Regenten zu huldigen, verboten hatte. Ohne Genehmigung des Königs, deſſen geborner Unterthan er gleichwohl war, gab er mit großer Dreiſtigkeit ſeine Befehle, errichtete ein Bündniß, und warb Soldaten. Er durchreiſ'te darauf die Provinzen, predigte oder gebot im Namen Gottes den heiligen Krieg, ſetzte Biſchöfe ab und bereicherte verſchwenderiſch die Mönche mit Privilegien; denn Gregor VII. und deſſen Nachfolger ſetzten in die Erhebung der Mönche, deren Eifer dem römiſchen Hofe ſo viele nützliche Dienſte leiſtete, einen Theil ihrer Staatsklugheit. In der zu Nimes vom Pabſte gehaltenen Kirchenverſammlung wurden die Mönche als Cherubim vorgeſtellt, und diejenigen für Thoren erklärt, welche nicht glauben wollten, daß ihnen der Kirchendienſt und die Verwaltung der Sacramente gebühre. Gleichwohl iſt es gewiß, daß ihre Ordensregeln ſie zum einſamen Leben verpflichteten. Aber man muß auch geſtehen, daß die andern Prieſter ſich überhaupt ihres Amtes unwürdig bewieſen.

Der Einfluß der Mönchsbegriffe war ſo ſtark, daß auf einem Concilium zu Rouen in dem nämlichen Jahre dieſes ſonderbare Geſetz gemacht ward: „Jedermann ſoll ſich, wie es einem Chri-

ſten geziemet, die Haare ſcheeren laſſen; weigert er ſich deſſen, ſo ſoll er aus der Kirche verſtoßen werden, und kein Prieſter ſoll ihm mit ſeinem Amte dienen, noch ſeiner Beerdigung beiwohnen." Der Mönch Anſelmus, Lanfrancus Nachfolger in dem Bisthume Canterbury, der wegen ſeiner Streitigkeiten mit den Königen von England, denen er die Huldigung verſagte, berühmt iſt, befahl allen Laien, ihre Haare dergeſtalt zu ſchneiden, daß die Ohren bloß wären. Um Frieden zu haben, ließ ſelbſt Heinrich I. ſich die Haare ſchneiden.

In allen Kirchenverſammlungen ſchleuderte man den Bann wider die Inveſtituren und die Huldigung, welche Geiſtlichen ihren Monarchen darbrachten. Urban II. ſagt in einer Kirchenverſammlung zu Rom im Jahre 1099: „es iſt ein wahrer Gräuel, daß Hände, die würdig ſind, zu thun, was keinem Engel vergönnt iſt, den Gott Schöpfer zu erſchaffen, und ihn für das Heil aller Völker Gott ſeinem Vater zum Opfer darzubringen, daß ſo hoch begnadigte Hände ſollten zu der unwürdigen Niederträchtigkeit gezwungen werden, ſich zu Sclaven ſolcher Hände zu erniedrigen, die Tag und Nacht mit Unreinigkeiten, mit Raub und Blut befleckt werden." Bei der Huldigung legte der Lehensmann ſeine Hände in die Hände des Lehensherrn. Dieſes war das gräuliche Verbrechen, wodurch die prieſterliche Würde entehrt ward. Dergleichen Geſchwätz litt, da es mit Bannflüchen unterſtützt wurde, keinen Widerſpruch. Auf ähnliche Weiſe ſagten auch die Biſchöfe und Mönche: „der Biſchofsſtab iſt ein Sinnbild der prieſterlichen Gewalt, und der Ring bedeutet die geiſtliche Vermählung des Prälaten mit ſeiner Kirche. Diejenigen, welche mit dem Biſchofsſtabe und dem Ringe inveſtiren, behaupten daher, daß ſie dadurch den heiligen Geiſt mittheilen; ſie ſind folglich der Simonie ſchuldig und alſo Ketzer."

Ein großer Beweis von dem heimlichen Bewegungsgrund, der Alles beſeelte, war das Betragen der Päbſte gegen die normän-

niſchen Fürſten, deren Macht immer mehr wuchs. Robert Guiscard hatte ſeine Tochter dem Sohne des orientaliſchen Kaiſers Michael Ducas zur Gemahlin gegeben, nachdem er dem Reiche faſt alle ſeine Beſitzungen in Italien entriſſen hatte. Er hatte nachmals ſogar Griechenland bekriegt; hatte den Kaiſer Alexius Comnenus zittern gemacht und war im Jahre 1085 zu Corfu geſtorben. Seine Talente und ſeine Tapferkeit lebten in ſeinem Sohne Bohemund, einem der berühmteſten Helden unter den Kreuzbrüdern, wieder auf. Den Normännern gehörte bereits Sicilien, das Roger, der Jüngſte in der Familie, welcher von dem äußerſten Ende Frankreichs gekommen war, um in Italien Staaten zu errichten, erobert hatte. Die auf dieſer Inſel wohnhaften Saracenen und Griechen hatten ſich, mit Beibehaltung ihrer Religion und Geſetze, unterworfen, Robert Guiscard, Hauptanführer der Unternehmung, hatte damit Rogern unter dem Titel eines Grafen belehnt.

Obſchon die normänniſchen Prinzen ſich für Lehensmänner des heiligen Stuhles bekannten, ſo waren ſie doch viel weniger, als irgend ein Anderer, Sclaven des römiſchen Hofes. Urban II. wollte in Sicilien eben ſo, wie in andern Ländern, einen Legatum a latere einführen, der in ſeinem Namen befehlen ſollte. Seit der Regierung Nikolaus I. gaben dieſe päbſtlichen allenthalben hingeſandten Staatsbedienten den Königen Geſetze, unterdrückten die Geiſtlichkeit, und machten die Völker unglücklich. Sie richteten, befahlen und ſtraften willkürlich, mit einem Despotismus, den das Vorurtheil ehrwürdig machte. Hildebrand hatte dieſes Joch noch drückender gemacht, und Rom herrſchte durch Meinung eben ſo wirklich, als es in den alten Zeiten durch die Waffen geherrſcht hatte. Doch was ein König von Frankreich ertrug, das wollte ein normänniſcher Edelmann nicht dulden. Urban hatte ſeinen Legaten nach Sicilien geſchickt. Der Graf Roger verhinderte den-

ſelben, die Gewalt ſeiner Legatenwürde auszuüben, und ward dabei ſo ernſt, daß der Pabſt, der wohl einſah, wie ſehr er ihn zu ſchonen Urſache hatte, dem Grafen ſelbſt und deſſen Erben die Gewalt eines Legaten in Sicilien, d. i. die geiſtliche Gerichtsbarkeit, übertrug.

In der päbſtlichen Bulle, dieſem merkwürdigen Denkmale, das uns der Mönch Geofroy von Malterre, ein gleichzeitiger Geſchichtſchreiber, aufbehalten hat, heißt es: „Wir wollen ohne eure Bewilligung in eueren Staaten keinen Legaten der römiſchen Kirche anſetzen, ſondern es iſt unſer Wille, daß Alles, was wir durch einen Legaten thun würden, durch eueren Dienſt geſchehe, als wenn ihr unſer Cardinal-Legat wäret.“ Dieſes ſonderbare Recht, das man die ſicilianiſche Monarchie nennt, iſt ſtandhaft erhalten worden, ſo ſehr ſich auch der römiſche Hof zu deſſen Zernichtung angeſtrengt hat. In der That bewilligte der Pabſt dadurch nichts weiter als die Gewalt, welche die römiſchen Kaiſer und Carl der Große in geiſtlichen Polizeiſachen ausgeübt hatten. Was zu einer Zeit Staunen erregte, war zu einer andern Gewohnheit.

Urban II., der im folgenden Jahre (1099) ſtarb, folgte auf dem päbſtlichen Stuhle Pascal II., ein Mönch zu Clugni, den Gregor VII. zum Cardinale gemacht hatte, eben ſo ſtolz und unternehmend als Gregor ſelbſt, deſſen Geiſt und Denkart damals der päbſtlichen Würde weſentlich zu ſeyn ſchien. Als Wilhelm der Rothhaarige, König von England, ſagen hörte, daß der neue Pabſt dem Anſelm gliche, dieſem Erzbiſchofe zu Canterbury, mit welchem er ſo vielen Streit gehabt hatte, ſo ſagte er: „Er taugt alſo nichts, aber er ſey, wer er wolle, ſeine päbſtliche Gewalt ſoll ſich nicht bis auf mich erſtrecken.“ Der gewaltthätige Monarch ſchonte weder Prieſter, noch Mönche. Daher glaubt man auch, daß ſie ſeinen Charakter zu verhaßt geſchildert haben, obſchon er großen Tadel verdiente.

Pascals Legaten belegten den König Philipp auf einer

Kirchenverſammlung zu Poitiers aufs neue mit dem Banne, obſchon Wilhelm, Graf von Poitiers und Herzog von Aquitanien, ſich alle Mühe gab, ſolches abzuwenden. Einige von den Beiſitzern dieſer Kirchenverſammlung empörten ſich; es regnete Steine auf die Legaten und Biſchöfe, und einem Prieſter ward der Kopf zerſchmettert. Dergleichen Aergerniſſe hätten zur Warnung dienen ſollen. Bertrade, die des Bannfluches ſpottete, womit ſie und der König belegt waren, wollte zu Sens, wo alle Kirchen vor ihnen verſchloſſen waren, die Meſſe hören. Sie ließ eine Kirchenthür aufbrechen, und ein ihr ergebener Prieſter las ihr die Meſſe.

Indeſſen hielt Philipp ſehr dringend um die Abſolution an. Endlich erweichte er den Pabſt. Er trat barfuß in eine Kirchenverſammlung zu Paris, und er ſowohl als Bertrade verpflichteten ſich eidlich, einer Verbindung zu entſagen, die man nicht für geſetzmäßig erklären wollte. Von einem Legaten losgeſprochen, fuhren ſie fort, mit einander zu leben, und ihre Kinder wurden für thronfähig erklärt. Man muthmaßte daher, daß ihre Ehe ſey gültig geheißen worden; man könnte auch muthmaßen, daß Paſcal ſich verſtellt habe, als wenn er davon nichts wiſſe, weil er wichtigere Geſchäfte hatte.

Philipp I. ſtarb im Jahr **1108** zu Melun. Mit Bertrade hatte er zwei Prinzen und zwei Prinzeſſinnen. Bertrade erhielt die Landſchaft Ober-Brüyere zu einem Leibgedinge, ſtiftete daſelbſt eine Priorei, und ſtarb bald nachher als Nonne.

Der Kaiſer Heinrich **IV.**, der ein beſtändiges Ziel der römiſchen Bannflüche war, diente zu einem ſchrecklichen Beiſpiele der Uebel, welche der Mißbrauch der geiſtlichen Gewalt erzeugte. Urban **II.** und die Gräfin Mathilde hatten ſeinen Sohn Conrad zu einer Empörung vermocht, und Italien hatte den Rebellen offenbar unterſtützt. Im Jahre **1097** vermochte der Kaiſer eine Reichsverſammlung, dem rebelliſchen Conrad das Recht der

Thronfolge zu nehmen, und dieſes zwar zum Vortheile ſeines zweiten Sohnes Heinrich, der ſich mit einem Eide verpflichtete, ſich in keine Empörung einzulaſſen. Dieſer Eid wurde für nothwendig gehalten, ſo ſehr waren die Geſetze der Natur von dem herrſchenden Aberglauben verlöſcht. Conrad ſtarb bald darauf. Heinrich IV. glaubte den Mißbräuchen dadurch zu wehren, daß er Geſetze gab, um die großen Angelegenheiten der Kirche einem deutſchen Tribunale, das aus Biſchöfen und Herren beſtand, zu unterwerfen, und dadurch zu bewirken, daß der Pabſt nicht die Rechte eines oberſten Richters ausübe. Doch dieſe Geſetze dienten nur dazu, ſeine Feinde noch mehr zu erbittern.

Pascal II., der ihn, wie gewöhnlich, mit dem Banne belegt hatte, bewaffnete vermittelſt allerlei Kunſtgriffe den jungen Heinrich wider ſeinen Vater, unter dem Vorwande, die Sache der Kirche zu vertheidigen. Er ſprach ihn von ſeinem Eide los, als wenn nur der Eid allein von gräulichen Verbrechen zurückhalten könnte. Der Vater ſuchte dieſen Rebellen in einem ſehr rührenden Briefe zur Reue zu bewegen. Dieſer antwortete, er kenne keinen Vater und keinen König, der unter dem Kirchenbanne ſtehe. Man verglich ſich in deſſen über eine Zuſammenkunft, die aber die Verrätherei vollendete. Der Kaiſer ward angehalten, gefangen genommen, und gezwungen, auf die Krone Verzicht zu thun. Der junge Heinrich ward zu Mainz in Gegenwart der päbſtlichen Legaten gekrönt. Heinrich IV. konnte ſogar nicht einmal Abſolution erhalten. Er entkam, warb Truppen, ward überwunden und blieb ohne Hoffnung.

In dem äußerſten Elende, in das er verſetzt ward, bat er den Biſchof zu Speier um eine Präbende zu ſeinem nothdürftigen Unterhalt, indem er vorſtellte, daß er die nöthigen Fähigkeiten hätte, das Amt eines Vorſängers oder Leſers zu verwalten; und auch dieſe Gnade ward ihm abgeſchlagen. Er ſtarb endlich zu Lüttich

im Jahre **1106**, nachdem er dem Rebellen ſein Schwert und ſeine Krone überſchickt hatte. Um das Maß der Gräuel voll zu machen, ließ der unnatürliche Sohn den väterlichen Leichnam, und zwar auf Befehl des Pabſtes, wieder ausgraben; denn einen verbannten Fürſten müßte man bis ins Grab verfolgen. Heinrich **IV.** hatte Laſter und Tugenden. Vielleicht würde er glorreich regiert haben, wenn die Päbſte ſich gegen ihn als Hirten und nicht als Despoten betragen hätten. Man erzählt von ihm, daß er in **66** Feldſchlachten gefochten habe.

Merkwürdig iſt folgende Thatſache. Weil die Biſchöfe zu Cambray und Lüttich dem Kaiſer ergeben blieben, forderte Pascal **II.** den Grafen von Flandern auf, die Waffen gegen ſie zu ergreifen, und er ward dabei durch das ſchmähende Geſchrei der Mönche unterſtützt. Aber die Cleriſei zu Lüttich rechtfertigte in einem Briefe an Männer von gutem Willen den Gehorſam der Unterthanen, und zeigte die Ungerechtigkeit des Pabſtes.

„Wenn,“ ſchrieben ſie weislich, „wenn der Kaiſer ein Ketzer iſt, ſo ſind wir deßwegen von Herzen betrübt; aber wenn er es wäre, ſo würden wir es doch, ſtatt uns wider ihn zu empören, für unſere Pflicht halten, ihm zu gehorchen und für ſeine Bekehrung zu bitten. Woher hat der Pabſt das Recht, den mörderiſchen Stahl zu ziehen? Woher das Recht, zum Grafen von Flandern zu ſagen: Wir befehlen dieſen Krieg zur Vergebung deiner Sünden? u. ſ. w.“ Die Lütticher wurden in den Bann gethan, und den Drangſalen des Krieges überlaſſen.

Heinrich V.

Nachdem Heinrich V. die Bannflüche über ſeinen Vater ſo trefflich benutzt hatte, und ſiegreich durch einen Vatermord war, ſcheute er ſich nicht, eben dieſes Inveſtiturrecht, das man der fürch-

terlichſten Bannflüche würdig hielt, gegen den Pabſt in Schutz zu nehmen. Paſcal II., der neue Ungewitter aufſteigen ſah, ging nach Frankreich, wo die Päbſte gewohnt waren, den Königen zu trotzen, und Unterſtützung zu finden. Philipp I., ſo ſehr er auch Urſache hatte, auf den Pabſt unwillig zu ſeyn, und ſein Sohn und Mitregent Ludwig verſprachen ihm Alles, was er verlangte. Sie befahlen den Biſchöfen, ihn nach Chalons an der Marne zu einer Unterhandlung mit den kaiſerlichen Geſandten zu begleiten.

In der Unterhandlung ward viel, aber ohne Nutzen, diſputirt. Nach damaliger Gewohnheit, ohne Grundſätze zu urtheilen, behauptete der Pabſt, daß die Kirche, da ſie durch das Blut Chriſti zur Freiheit erkauft wäre, nicht wieder in die Knechtſchaft zurückfallen müſſe; daß ſie aber eine Sclavin der regierenden Herren ſeyn würde, wenn ſie ohne deren Bewilligung keinen Prälaten wählen könne; daß das Inveſtiren mit dem Ringe und Biſchofsſtabe, die dem Altare zugehörten, ein gewaltiger Eingriff in die Rechte Gottes und daß es für geweihte Hände eine Verunehrung wäre, wenn ſie zwiſchen die blutbefleckten Hände eines Laien gelegt würden. Die deutſchen Abgeſandten hatten beſſere Gründe vorgebracht. Dieſe Sophiſtereien würdigten ſie keiner Antwort. In der Hitze des Zornes riefen ſie: „Rom iſt der Ort, wo das Schwert dieſen Streit entſcheiden wird.“ Nach ihrer Abreiſe verdammte Paſcal die Inveſtituren aufs neue in einer Kirchenverſammlung zu Troyes.

Es ſchien, daß man in Frankreich den Inveſtituren entſagt hatte. Der König von England, Heinrich I., dritter Sohn Wilhelms des Eroberers, entſagte denſelben gleichfalls, weil der Pabſt die Huldigung der Biſchöfe bewilligte, die vorhin zugleich mit der Inveſtitur verdammt war. Heinrich I. ſchonte die Geiſtlichkeit aus Staatsabſichten. Er hatte ſich des Thrones bemäch-

tigt, zum Nachtheile ſeines älteſten Bruders, Robert, Herzog von der Normandie, eines durch die Kreuzzüge berühmten Helden; er hatte dieſem ſeinem ältern Bruder nachmals auch die Normandie entriſſen, und hielt ihn in gefänglicher Haft.

Achtundzwanzig Jahre lang mußte Robert in der Gefangenſchaft ſchmachten, bis er endlich in der Feſtung Cardif ſtarb. Einige ſagen ſogar, er ſey durch ein glühendes Kupferbecken, das man ihm vor die Augen gehalten hätte, ſeines Geſichtes beraubt worden.

Inzwiſchen rückte Heinrich V. **1110** mit einer Armee in Italien ein, und war völlig entſchloſſen, ſich krönen zu laſſen, und ſeine Rechte mit dem Schwerte zu behaupten. Pascal wandte ſich zu ſpät an die normänniſchen Fürſten, ſeine Vaſallen. Weil die erwartete Hülfe ausblieb, trat er in Unterhandlung. Man ward zu Sutri dahin eins, daß auf der einen Seite der deutſche König ſich des Inveſtiturrechtes begeben, die Wahlen frei laſſen, die Domänen des heiligen Petrus zurückgeben, und wider des Pabſtes Leben und Freiheit nichts unternehmen, auf der andern Seite aber der Pabſt dem Kaiſer die Regalien (das iſt, die Ländereien, Lehen und königlichen Rechte, die der Krone mit Gewalt entriſſen, oder durch die Freigebigkeit der Fürſten an den päbſtlichen Stuhl gekommen waren), zurückgeben, Heinrich krönen und ihm allen Beiſtand leiſten ſollte. Die Ausführung dieſes Vergleiches ſchien offenbar unmöglich. Es fehlte beiden Parteien ſowohl an Redlichkeit der Geſinnungen als an Zutrauen.

Heinrich hielt **1111** ſeinen Einzug in Rom, und Pascal erklärte ihn zum Kaiſer. Aber die Biſchöfe waren weit davon entfernt, die Herſtellung der Regalien zu bewilligen. Da der Kaiſer unter keinem geringern Preiſe ſich des Inveſtiturrechtes begeben wollte; da der Pabſt ihm, wenn er ſich nicht dieſes Rechtes durchaus begeben würde, die Krönung verſagte; und da die

Prälaten und Herren, die in des Kaiſers Gefolge waren, den Vergleich von Sutri für nichtig erklärten: ſo entzweite man ſich ſogleich, und der Pabſt ward gefangen genommen. Er geſtand endlich dem Kaiſer das Inveſtiturrecht feierlich zu, krönte Heinrich, las die Meſſe, und reichte ihm die Hälfte der Hoſtie mit dieſen Worten: „Wie dieſer Theil des lebendig machenden Leibes von dem andern getrennt iſt, ſo ſoll auch derjenige von uns beiden, der dieſen Vergleich brechen wird, von dem Reiche Chriſti getrennt ſeyn.“ Heinrich bat um Erlaubniß, ſeinen Vater begraben zu dürfen, deſſen Leichnam er auf Befehl von Rom wieder hatte ausgraben laſſen. Er erhielt dieſe Erlaubniß, aber nicht eher, als bis die Biſchöfe bezeugt hatten, daß Heinrich IV. als ein reuiger Sünder geſtorben ſey.

Kaum war der Kaiſer abgereiſ't, ſich dieſer Pflicht zu entledigen, als ſich von allen Seiten Klagen wider Paſcal erhoben. Den Pabſt reuete der geſchloſſene Vertrag, und er ergriff mit Eifer eine Gelegenheit, ihn zu brechen. Er erklärte ihn in einer Kirchenverſammlung zu Rom für nichtig, und bezeugte feierlich, daß er den Verordnungen Gregors VII. und Urbans II. auf immer getreu bleiben wolle. Die Kirchenverſammlung donnerte Bannflüche wider die Inveſtituren, und eine fanatiſche Wuth brach wider den Kaiſer aus. Zu Vienne im Delphinate, eine Stadt zu den kaiſerlichen Domainen gehörig, that man ihn in den Bann. Der Legat Conon belegte ihn ſogar zu Jeruſalem mit dem Banne, und hielt Kirchenverſammlungen in Griechenland, Ungarn, Sachſen, Lothringen und Franken, um neue Bannblitze zu ſchleudern. Ein Mönch, Abt zu Vendome, trieb den Eifer ſo weit, daß er dem Pabſte ſeine Amtsuntreue vorwarf; und in einem Briefe, den er in dieſer Angelegenheit an ihn ſchrieb, erklärte er, daß die Inveſtitur nach der Tradition der Väter eine Ketzerei ſey, und behauptete, daß, wenn man dieſelbe zugeſtehe, man dadurch den Glau-

ben, die Keuſchheit und die Freiheit der Kirche vernichte. Der Erzbiſchof zu Lyon, Joſceram, der mit derſelben Hitze ſchrieb, geſtand, daß die Inveſtitur zwar, eigentlich zu reden, keine Ketzerei ſey; aber, ſetzte er hinzu, es würde doch gewiß Ketzerei ſeyn, wenn man ſie für rechtmäßig halten wollte.

Nun entſtanden neue Empörungen, neue Bürgerkriege und neues Blutvergießen. Die Anordnungen der Kirche ſchienen in Blutgeſetze verwandelt zu ſeyn, Pascal beſorgte, ſich eines Meineides ſchuldig zu machen, wenn er ſelbſt den Kaiſer mit dem Banne belegte. Seine Legaten und die Kirchenverſammlungen thaten das an ſeiner Stelle; und die Sachſen und andere Rebellen waren bereitwillig genug, ſeiner Rachgierde zu dienen.

Zu der Zeit, da Deutſchland im Feuer ſtand, ſtarb die berühmte Gräfin Mathilde, die ſeit den Zeiten Gregors **VII.** eine Sclavin und eine Stütze des römiſchen Hofes geweſen war. Sie beſaß Toscana, Parma, Piacenza, faſt die ganze Lombardei, Spoleto u. ſ. w. Sie war die einzige Erbin ihres Vaters, des Herzogs und Markgrafen Bonifacius, und ihrer Mutter, der Herzogin Beatrix aus dem Hauſe Carls des Großen. Als Wittwe Gottfrieds des Buklichten, Herzogs von Lothringen, hatte ſie ſich mit Welf, Herzog von Baiern, vermählt, und durch Eheſcheidung wieder von ihm getrennt. Die Verſchenkung ihrer Staaten an den heiligen Stuhl, die ſie noch vor ihrem Ableben wieder erneuerte, mußte neue Unruhen verurſachen, denn die meiſten ihrer Staaten waren Reichslehen, und ſie hatte folglich nicht das Recht, ſie zu veräußern; aber man darf ſich nicht wundern, daß Gregor **VII.** ſie als wohlerworbene Güter betrachtete. Indeſſen eilte doch der Kaiſer, ſie in Beſitz zu nehmen.

Er kam **1113** nach Rom, von wo Pascal **II.** entwichen war, um ſich den Normännern in die Arme zu werfen. Er ließ ſich von Moritz Bourdin, einem ihm ergebenen Legaten,

aufs neue krönen. Paſcal ſtarb, nachdem er dieſen Legaten in den Bann gethan und vergeblich geſucht hatte, ſich Roms zu bemeiſtern. Man ernannte Gelaſtus II., einen ehemaligen Mönch aus Clugni, zu ſeinem Nachfolger. Da der Kaiſer den Gelaſtus nicht bewegen konnte, ſeine Inveſtituren zu genehmigen, ſetzte dieſer ihm, in der Perſon des Bourdin, einen Gegenpabſt. Der anfänglichen Unterſtützung der Normänner in Italien ungeachtet, ſah ſich Gelaſtus genöthigt, nach Frankreich zu flüchten. Er ſtarb daſelbſt, und der Erzbiſchof zu Vienne ward unter dem Namen Calixtus II. ſein Nachfolger.

Dieſer, ein Verwandter Heinrichs V., wünſchte ſehr den Streit zu endigen, ohne jedoch das Syſtem ſeiner Vorgänger aufzugeben. Indem er zu Rheims eine Kirchenverſammlung hielt, näherte ſich Heinrich in eigener Perſon zu einer Unterredung bei Mouzon. Die Unterhandlung wurde bald abgebrochen, weil man nicht einig werden konnte. Nun wurden neue Bannflüche auf den Kaiſer gedonnert, und neue Verordnungen ausgefertigt, welche die Unterthanen von ihrem Huldigungseide entbanden. Die Eide hatten keine Zuverläſſigkeit mehr, ſeitdem ein Wort der Päbſte ſie vernichtete. Wie ſchändlich dieſer Mißbrauch ſey, das hatte Calixtus aus der Antwort des Königs von England ſchließen können, dem er anlag, einen Prälaten, der ſich mit dem Könige entzweit hatte, wieder zu ſeiner Würde zu erheben. Heinrich I. entſchuldigte ſich damit, er habe geſchworen, daß dieß nimmermehr geſchehen ſolle. Calixtus erwiederte: „Ich bin Pabſt, ich will dich von deinem Eide losſprechen.“ Aber der König antwortete: „Wie wenig wird man Eiden trauen, wenn man an einem Beiſpiele ſieht, daß eine Losſprechung ſie unkräftig mache.“

Die vornehmſte Bemühung des Pabſtes war auf die Vertreibung des Gegenpabſtes Bourdin gerichtet, der in Italien herrſchte. Die normänniſchen Fürſten unterſtützten ihn dabei. Er

belagerte Bourdin in Sutri. Die Einwohner lieferten ihm denſelben aus, und nun überhäufte man den unglücklichen Mann mit Schmach; man ſetzte ihn rücklings auf ein Kameel, führte ihn in dieſer Stellung im Triumphe nach Rom, ſetzte ihn den Beſchimpfungen des wüthenden Pöbels bloß, und warf ihn endlich auf den Reſt ſeiner Tage ins Gefängniß. Der Pabſt machte allenthalben ſeinen Sieg kund, und ließ ein Gemälde aufſtellen, in welchem Bourdin zu ſeinen Füßen lag.

Endlich ward auch der Kaiſer genöthigt, nachzugeben. Die immer rebelliſchen Sachſen hatten ihm einen ſchimpflichen Frieden abgezwungen; der Erzbiſchof von Mainz hatte ein Heer wider ihn auf den Beinen, und die Bannſprüche droheten den Thron umzuſtürzen. Heinrich ſuchte daher klüglich ſeine Sicherheit in dem Frieden, der auf einem Reichstage zu Worms geſchloſſen ward. Er entſagte nicht nur der Inveſtitur durch den Biſchofsſtab und Ring, ſondern auch aller Ertheilung der Pfründen, und ſogar den Regalien des heiligen Peters, das heißt der Lehensherrſchaft über die Ländereien der römiſchen Kirche. Der Pabſt geſtand ihm dagegen zu, daß die Biſchöfe und Aebte in ſeiner Gegenwart freiwillig erwählt und die Erwählung von ihm mit den Regalien durch das Scepter inveſtirt würden.

Dadurch, daß man das Scepter an die Stelle des Biſchofsſtabes und des Ringes ſetzte, endigte man eine der ärgerlichſten Streitigkeiten, welche die Menſchheit beſchimpft haben. Nichts beweiſ't mehr, wie grauſam und zugleich wie ungereimt der Aberglaube ſey. Denn wenn das Inveſtiren, oder ſich inveſtiren laſſen, wie man ſo oft den richterlichen Ausſpruch gethan hatte, eine Ketzerei war, was lag denn im Grunde daran, ob ſolches durch Ueberreichung eines Scepters oder eines Biſchofsſtabes geſchah?

In der That ging mit dem Verluſte des Inveſtiturrechtes das edelſte Kleinod der Kaiſerkrone verloren. So lange der Kai-

ſer die Biſchöfe mit dem Ringe und Stabe belehnte, waren dieſe Würden ſehr abhängig von ſeiner Gewalt; und Perſonen von hoher und edler Abkunft hielten eben ſowohl, als ihre Familien, es mit dem Kaiſer, wenn ſie den Beſitz eines reichen Bisthumes wünſchten. Nachher verließ all dieſer mächtige Adel den Hof des Kaiſers, und erhöhte durch ſeine Gegenwart und Anhänglichkeit den Glanz und die Stärke des päbſtlichen Hofes. Denn die Ertheilung der weltlichen Regalien durch das Scepter war, da ſie dem mit Ringe und Stabe ſchon Belehnten nicht leicht verſagt werden durfte, eine ſehr unwirkſame Ceremonie.

Ein allgemeines lateraniſches Concilium, wobei ſich mehr als 300 Biſchöfe einfanden, befeſtigte 1123 den Frieden zwiſchen dem Prieſterthume und dem Reiche. Man ſprach hier den Bannfluch über die Uebertreter des Gottesfriedens aus, der noch immer nach den Geſetzen beſtand, und immer durch die Sitten umgeſtoßen ward. Man that auch diejenigen in den Bann, die Benevent überfallen würden; eine Vorſicht, die zum Beweiſe diente, daß man das Zeitliche nicht außer Acht laſſen wollte. Die Prälaten widerſetzten ſich mit großer Hitze der Gewalt der Mönche. „Es bleibt nichts mehr übrig,“ ſagten ſie, „als daß man uns den Biſchofsſtab und Ring nimmt, und uns ihnen unterwirft, weil ſie bereits die Kirchen, die Ländereien, die Schlöſſer, die Zehnten, die Opfer von Lebenden und Todten in ihrem Beſitze haben; die Domherren und die Geiſtlichen ſind verächtlich gemacht, ſeitdem die Mönche, ſtatt nach der Regel des heiligen Benedicts in einer heiligen Ruhe zu leben, mit einer unerſättlichen Ehrſucht unſere Rechte an ſich zu ziehen ſuchen.“ Die Folge davon war, daß man den Aebten und Mönchen das Auflegen der Buße, die Krankenbeſuche und ſelbſt das öffentliche Meſſeleſen verbot. Das war nun ein auffallender Widerſpruch mit den Anordnungen Urbans II. und anderer Päbſte. Aber die Gewalt der Mönche litt darunter nicht. Ihre Zahl, ihr

Anſehen und ihre Reichthümer mehrten ſich von Tag zu Tage. Sie hatten die Denkart ihrer Zeit und den römiſchen Hof auf ihrer Seite. Die ganze Geſchichte lehrt, daß die übergroße Macht der Päbſte vornämlich ihr Werk war, weil ſie damals das Obergewicht hatten.

Heinrich V. war auf die Wiederherſtellung ſeiner Gewalt und auf Rache wider ſeine Feinde bedacht. Er konnte es dem König in Frankreich, Ludwig VI., mit dem Zunamen der Dicke, Philipps I. Nachfolger im Reiche, nicht vergeben, daß derſelbe den Pabſt aufgenommen und begünſtigt hatte. Er ſchrieb demſelben einen Theil der Schmach zu, wodurch ihn die Kirchenverſammlung zu Rheims entehrt hatte; und er wollte Frankreich demüthigen, um nachher die deutſchen Fürſten, die ſich unabhängig gemacht hatten, zu bändigen. Vereinigt mit Heinrich I., König in England, ſeinem Schwiegervater, der damals mit Ludwig wegen einiger Städte in der Normandie im Kriege begriffen war, zog er an der Spitze eines zahlreichen Heeres gegen den Letztern. Aber der Eifer der franzöſiſchen Nation zeichnete ſich bei dieſer Gelegenheit auf eine rühmliche Weiſe aus. Die Vaſallen, ſo wenig ſie auch ſonſt der Krone Gehorſam leiſteten, drängten ſich mit bewaffneter Hand in ſolcher Menge wider den auswärtigen Feind herbei, daß Ludwig gar bald ein Heer von 200,000 Mann zuſammen hatte.

Bei dieſer Kriegsrüſtung wider den Kaiſer Heinrich V. bediente man ſich zum erſten Male der berühmten Hauptfahne der franzöſiſchen Truppen, Oriflamme genannt, die aus einem Stück feuerrothen Taffet beſtand, der an einer vergoldeten Stange befeſtigt war, und nach unten zu drei Spitzen hatte, an welchem Quaſten von grüner Seite hingen. Die Oriflamme war ihrem Urſprunge nach die Kirchenfahne der Abtei St. Denis, und ward zu den kleinen Kriegen gebraucht, welche die Abtei zur Behauptung ihrer Kirchengüter zu führen hatte.

Auf der andern Seite erhielt der Kaiſer, da er gegen Champagne vorrückte, von einer neuen Empörung Nachricht. Er ging daher wieder über den Rhein zurück, ohne das Geringſte ausgerichtet zu haben. Man könnte fragen, warum Ludwig nicht mit dieſem großen Heer in die Normandie einfiel? Die Urſache war, daß ſeine Vaſallen zwar bereit waren, ihn zu vertheidigen, aber nicht ſeine Macht zu vermehren. Man ſah es gar wohl ein, daß der König von England, als Herzog der Normandie, für einen König von Frankreich ein furchtbarer Vaſall ſey; daß unter ihnen oft eine mörderiſche Eiferſucht entſtehen müſſe; daß die andern Vaſallen davon Vortheile ziehen könnten, um ſich in der Unabhängigkeit zu erhalten; und daß ſie aus dieſer Urſache ja das Gleichgewicht zum Beſten ihres Lehensherren nicht aufheben müßten. Das war die Grundfeſte der Feudalpolitik.

Heinrich V. machte nach ſeinem vergeblichen Zug nach Frankreich einen Anſchlag, das ganze Reich mit einer allgemeinen beſtändigen Steuer zu belegen, worüber wahrſcheinlich das Mißvergnügen der Stände über ſeine gewaltthätige Entwürfe bald zum Ausbruche gekommen ſeyn würde, wenn nicht ſein unerwarteter Tod der Lage der Dinge auf ein Mal eine andere Wendung gegeben hätte; er bekam nämlich am Arm ein Geſchwär, mit welchem er, ob man es gleich für tödtlich hielt, es wagte, ſich nach Speyer zu begeben, und wirklich nahm dieſes Uebel ſo ſehr überhand, daß er genöthigt war, ſich mit den heiligen Sakramenten der Sterbenden verſehen zu laſſen, und bald darauf den 23. Mai im Jahre 1125 ſeinen Geiſt aufgab, nachdem er 44 Jahre gelebt, und als König 20, als Kaiſer aber 14 Jahre regiert hatte. Er war der Letzte aus dem ſaliſchen Hauſe, oder von den Herzogen von Franken und Worms, welche den kaiſerlichen Scepter 101 Jahr geführt haben. Man ſetzte ihn zu Speyer den Fürſten von ſeinem Hauſe bei. Herrſchſucht, Vergrößerungsbegierde

und Geldgeiz waren die herrſchenden Neigungen Heinrichs V. Kaum hatte ihn ſein Vater zum künftigen Thronfolger ernennen laſſen, ſo ſahen wir, wie er gleich die unaufhaltſamſte Begierde, ſelbſt zu regieren, äußerte, und dieſelbe auf die treuloſeſte und ſtrafbarſte Art zu befriedigen wußte. Geld hatte er in ungeheurer Menge zuſammen geſpart, ohne zu wiſſen, für wen er geſammelt hatte, weil er keine Kinder hinterließ. Bei ſeinen Eigenſchaften, die ihn des Thrones würdig machten, entdeckt man allenthalben in ſeinen Entwürfen viele und tiefe Einſicht, Tapferkeit und Kühnheit; nur war er, ſo wie ſein Vater, größtentheils unglücklich. Als er den Thron beſtieg, änderte er ſeine Aufführung, doch nicht in eine beſſere, ſondern erwies ſich ſeit ſeiner Krönung bis an ſeinen Tod immer ſchlechter. Bei allen ſeinen unſäglichen Reichthümern lebte er arm. Er verlangte, man ſollte die Urtheilsſprüche der Päbſte gegen ihn nichts achten, die er indeſſen doch ſelbſt mit vieler Schärfe gegen ſeinen Vater vollzogen hatte. Die Uebermacht der deutſchen Fürſten hinderte ihn ſehr in Ausführung ſeiner Pläne; denn bei dem geringſten Gedanken, ſie zu beſchränken, ſtanden ſie in Waffen, und das Mißtrauen ſowohl als die Uneinigkeit der Stände war meiſtens die Grundurſache, wenn er nicht immer thätig genug geweſen zu ſeyn ſchien. Sein Denkſpruch lautete: „Elend iſt derjenige, der den Tod wünſcht, noch elender aber, der ihn fürchtet.“

Die Kreuzzüge.

Der erſte Kreuzzug und ſeine Folgen.

Lange hatten die Bedrängniſſe und Mißhandlungen der abendländiſchen Pilgrime und Chriſten durch den Uebermuth der Türken, welche Jeruſalem und die Umgegend beherrſchten, keinen eifrigen Anwalt gefunden. Dieſer erſchien endlich in einem ſonſt unbedeutenden und beſchränkten Menſchen, Peter dem Einſiedler, der, aus unberühmtem Geſchlecht zu Amiens entſproſſen, nach kurzem Kriegsdienſt den Waffenrock mit der Kutte eines Klausners vertauſcht und als ſolcher in Südfrankreich durch enthaltſame Lebensart und eigenthümliches Weſen die ehrerbietige Achtung des Volks wie der Geiſtlichen gewonnen hatte; denn bei einem hagern, faſt verſchobenen Körper, hellen und feurigen Augen, geringem Verſtand, entzündlicher Einbildungskraft, beſaß er die Fähigkeit, durch fließende und bildreiche Rede auf den großen Haufen zu wirken. Vom Wallfahrtseifer nach Jeruſalem getrieben (1093—1094), ſah Peter mit ſteigendem Grimm, wie die Türken Säulen und Gemälde zerſchlugen, Altäre erſtiegen und umſtürzten, Kelche und heiliges Geräthe mit Füßen traten, Prieſter und weltliche Chriſten durch willkürliche Steuern, Gefängniß und Schläge mißhandelten; gelobte dem klagenden Patriarchen Simeon, welcher ihm Briefe an den Pabſt und mehrere Fürſten des Abendlandes mitgab, als Sendbote für die Befreiung des heiligen Grabes und der Kirche von Jeruſalem nach Kräften zu wirken; ſah, voll ſolcher Gedanken und ſchon zur Abfahrt gerüſtet, im Gotteshauſe der Auferſtehung, wo er nach verrichtetem Gebet in tiefen Schlaf gefallen war, den Heiland; glaubte die Worte zu vernehmen: „auf, Peter, eile, verrichte mit Muth deinen Auftrag; ich aber werde mit dir ſeyn!“ trat, durch dieſe Erſcheinung geſtärkt, am folgenden Morgen die

Reiſe nach Antiochien an, beſtieg hier ein nach Apulien beſtimmtes Schiff, erreichte ohne Widerwärtigkeit die Seeſtadt Bari und übergab zu Rom dem damaligen Pabſt, Urban II., das Schreiben des Patriarchen Simeon. Jener lobte nicht nur den Inhalt, ſondern bevollmächtigte auch den Ueberbringer, als Geſandter der Chriſtenheit, das Kreuz zu predigen wider die Heiden. Fortan durchzog Peter zuerſt Italien, darauf Südfrankreich; ſchilderte mit glühenden Farben die Bedrängniſſe der morgenländiſchen Glaubensgenoſſen; beſtätigte ſeine Ausſage durch das oben erwähnte Traumgeſicht und einen vom Himmel gefallenen Brief; ſtiftete überall, wo es nöthig war, Frieden und Eintracht, ja, gewann in ſolchem Grade den Ruf eines Heiligen, daß die Menge ſeinem Maulthier die Haare aus dem Schweif riß und als Reliquien aufbewahrte. Nach ſo glücklichen Voranſtalten berief Urban, die Wichtigkeit des Unternehmens erkennend, eine Verſammlung nach Piacenza (März **1095**), wo auf dem Blachfelde **4000** Geiſtliche und **30,000** Laien erſchienen; führte die um Hülfe flehende Botſchaft des griechiſchen Kaiſers Alexius ein, und unterſtützte ihr Geſuch mit aller Kraft der Beredſamkeit. Da riefen Tauſende aus: „man erhebe ſich und ſprenge die Feſſeln der Chriſtenheit!" und ſchwuren, wie es der Pabſt forderte, bei der erſten Gelegenheit für die Sache Gottes zu ſtreiten. Noch glänzender war die große Landes- und Kirchengemeinde, welche im Wintermonat deſſelben Jahrs, am achten Tage nach dem Feſt des heiligen Martin zu Clermont in Auvergne gehalten wurde; man ſah neben einer ungeheuren Volksmenge **14** Erzbiſchöfe, **225** Biſchöfe, **400** Aebte und viele geringere Geiſtlichen. Nachdem die dringlichſten Angelegenheiten der Kirche verhandelt, wider die zügelloſe Lebensart der Prieſterſchaft manche heilſame Verordnungen beſtimmt, die feindſeligen Könige, Heinrich IV. von Deutſchland und Philipp I. von Frankreich, feierlich mit dem Bann belegt waren, lud der Pabſt die Verſammlung,

welche kein Gebäude faſſen konnte, in die breiteſte Straße der Stadt ein, beſtieg die Rednerbühne und ſprach, als bei dem Gedanken an die Leiden der morgenländiſchen Chriſten die Umſtehenden laut aufſeufzten, etwa folgendermaßen: „Ja, laſſet uns weinen, meine Brüder, aber wehe uns, wenn wir nichts als dieſe Thränen haben! Von Zion ging des Herrn Wort aus, von Jeruſalem kam des Herrn Geſetz zu uns. Auf denn! ihr Bäche, kehrt um zu eurer Quelle, waſchet rein die Orte, ſo der Gottloſen Frechheit beſudelt hat! Es bezeugen die Bücher des alten und neuen Bundes, daß der Erlöſer des Menſchengeſchlechts die Lande der Verheißung durch ſeine Gegenwart erleuchtete, vor Allem aber Jeruſalem, die heilige Stadt, von welcher kommen ſollte zu den ſündhaften Sterblichen der Heiland. Dieſe Wiege unſerer Seligkeit und Mutter des Glaubens hält jetzt in arger Knechtſchaft ein Heidenvolk gefangen, welches Gott fremd iſt. Nachkömmlinge der egyptiſchen Magd legen den Kindern der Freien ſchwere Steuern und Laſten auf; Götzendiener herrſchen ſeit Jahrhunderten in dem gelobten Lande, wo des Herrn Fuß wandelte, und haben die Chriſtgläubigen in Ketten geſchlagen. Hunde ſind eingebrochen in das Allerheiligſte; das Volk Gottes wird gemißhandelt und beſchatzt, das königliche Prieſterthum dienet im Koth, die Fürſtin der Landſchaften, die Stadt Gottes, zahlt Zins, der Tempel des Herrn, aus welchem Mäkler und Wucherer vertrieben wurden, iſt jetzt die Wohnung des Teufels und der hölliſchen Schaaren; die Stadt des Königs der Könige muß dem Aberglauben der Heiden fröhnen, die Kirche der Auferſtehung, die Ruheſtätte des Heilands, den Frevel derer dulden, welche keinen Theil haben an dem ewigen Leben, ſondern beſtimmt ſind dem hölliſchen Feuer. Die durch Geheimniſſe und Wunder geweiheten Plätze ſind Viehſtälle geworden, die Kinder der Frommen wurden ihren Eltern entriſſen, müſſen entweder Gott läſtern und dem Satan gehorchen, oder, beharrlich

im Glauben, den qualvollſten Märtyrertod ſterben. Jene Kirchenräuber achten nicht auf Ort und Stand; im Heiligthum werden Prieſter und Leviten ermordet, Jungfrauen geſchändet und ermordet, ſelbſt hochbetagte Weiber nicht verſchont. Wehe uns, daß wir in ſo elende Zeiten fielen, welche David weiſſagend verkündete: „„O Herr!““ ſpricht er, „„die Heiden ſind in dein Heiligthum eingefallen und haben deinen Tempel beſudelt, dein Volk geſchändet und deine Erben verknechtet.““ Gott, zürneſt du denn fort und fort? Wehe uns, daß wir ſtille ſitzen und ruhig zuſchauen den Miſſethaten! Aber auf, auf, Jeglicher umgürte die Lenden mit dem Schwert und werde ein Sohn des Allmächtigen! Gedenket der Glaubenshelden, des großen Karl und ſeines frommen Sohnes Ludwig, welche die Reiche der Türken zerſtört und die Herrſchaft der heiligen Kirche erweitert haben! Wer den Eifer des Herrn in ſich fühlt, der komme! Laſſet uns die Ketten zerbrechen und das Joch abwerfen! Laſſet uns ausziehen, und der Herr wird mit uns ſeyn.“

Ein tauſendſtimmiger Ruf: „Gott will es! Gott will es!“ unterbrach den Redner, welcher, nachdem Stillſchweigen geboten war, mit ſteigender Heftigkeit alſo fortfuhr: „Unterdrücker der Wittwen, Waiſen und Schuldloſen, hungrige Geier, die ihr am liebſten euch ſelbſt zerfleiſcht und das Schwert in Bruderblut taucht, legt ab den Gürtel eines falſchen, gottloſen Ritterthums, werdet Ritter Chriſti, und eilet herbei zum Schirm der morgenländiſchen Kirche, welche die Milch des göttlichen Worts in euern Mund träufelte. Darum geſtatten wir Allen, ſo an der bewaffneten Pilgerſchaft Antheil nehmen und ſich nach altem Brauch mit dem Kreuze bezeichnen, im Namen Gottes, der Apoſtel Peter und Paul vollkommenen Ablaß, und verheißen denen, welche in dem Kampfe fallen, das ewige Leben; nehmen auch unter unſern beſondern Schutz jedweden Streiter des Herrn, alſo daß Niemand bei Strafe des Bannes einen Sohn der Kirche an Leib oder Gut kränken darf.“

Bei dieſen Worten entſtand allgemeine Bewegung; Einige weinten, Andere zitterten, wie wenn ſie Augenzeugen der geſchilderten Leiden wären; noch Andere mahnten läſſige Nachbarn zur Theilnahme an dem ſegensvollen Pilgerzuge. Da endigte der Pabſt nach kurzem Schweigen mit folgenden Worten: „So reiſet denn hin, und nichts halte euch ab! Denket an des Herrn Ausſpruch: „„Wer Vater und Mutter mehr liebet denn mich, iſt meiner nicht werth. Und wer verläſſet Häuſer und Brüder, Vater und Mutter, Schweſtern, Weib und Kinder um meines Namens willen, der wird's hundertfältig nehmen und das ewige Leben gewinnen.““ Kaum hatte Urban ſeine Rede geſchloſſen, als ſich zuerſt Biſchof Ademar von Puy hervordrängte, auf die Knie fiel und um das rothe Kreuz und den Segen bat. Beides wurde gerne bewilligt und dadurch ſolche Begeiſterung geweckt, daß der Pabſt, um den weltlichen und geiſtlichen Herren das beliebte Feldzeichen an die rechte Schulter zu heften, ſein Gewand zerreißen mußte. Darnach wurde Ademar ob der geprüften Rechtſchaffenheit und des lautern Eifers zum Stellvertreter des kirchlichen Oberhauptes für die Heerfahrt ernannt, der allgemeine Gottesfrieden unter den Chriſten verkündigt und die Verſammlung acht Tage nach ihrem erſten Zuſammentritt feierlich entlaſſen.

Nie haben Reden und Beſchlüſſe ſtärker gewirkt als zu Clermont; denn von hier breitete ſich bald, von den heimgekehrten Prieſtern und Rittern angefacht, der Eifer für den heiligen Krieg über alle Landſchaften aus; Städte und Dörfer wandelten ſich in Lager- und Uebungsplätze um; in der Normandie wie in Toulouſe, in Gascogne wie in Lothringen, nahmen Adel und Leibeigene, Bürger und Bauern, Greiſe und Jünglinge, Männer und Weiber das Kreuz; Mönche entflohen, wenn ihre Aebte die Erlaubniß verweigerten, heimlich den Zellen, Nonnen brachen das Kloſtergelübde, Diebe, Räuber und Mörder verließen Kerker und Schlupfwinkel,

um als bewaffnete Pilgrime der gegenwärtigen oder künftigen Strafe zu entgehen; ja manche Schwärmer brannten ſich das verehrte Zeichen mit glühenden Eiſen in die Haut ein, vorgebend, von Gott ſelber geweiht zu ſeyn. Aber nicht auf Frankreich allein, wo bald der Druck des Lehenweſens, bald Abenteurerei und Glaubenseifer wirkten, beſchränkte ſich die gewaltige Bewegung; ſie ergriff auch England und Schottland, den ſcandinaviſchen Hochnorden und Italien, beſonders den Süden; nur Deutſche und Spanier blieben gleichgültiger; jene ob der innern Wirren und des kältern Bluts, dieſe weil ſie den Feind des Chriſtenthums in ihren eigenen Marken bekämpften.

Unter den Fürſten und Herren, welche für die erſte Fahrt in das Morgenland ſich rüſteten, leuchtete durch Heldenmuth, leutſeligen Biederſinn und Gerechtigkeitsliebe Gottfried, Herzog von Niederlothringen, zubenamt nach dem Stammſchloß Bouillon, hervor. Aelteſter Sohn des Grafen Euſtach von Boulogne und Ida's, der Schweſter Herzogs Gottfried des Bucklichten, hatte er die Erbgüter des ermordeten Oheims durch Vermächtniß, die Mark Antwerpen (1076) und zuletzt das Herzogthum Niederlothringen (1089) durch Belehnung vom Kaiſer Heinrich IV. gewonnen, in den Fehden deſſelben mit Rudolph von Schwaben unerſchütterliche Treue und glänzende Tapferkeit offenbart, durch keinen Glückswechſel von der urſprünglichen Tugend abgewandt, das Vertrauen der Waffengefährten in ſolchem Grade erworben, daß ihm 80,000 Reiſige und Fußknechte für die Befreiung des heiligen Grabes als Oberfeldherrn Gehorſam ſchwuren, unter ihnen die jüngern Brüder Euſtach und Balduin, mit ihrem Neffen Balduin von Rames, Sohn Hugo's von Rocheſt. Nächſt Gottfried von Bouillon machten ſich dieſſeits der Alpen durch rege Theilnahme an der Kreuzfahrt bemerklich: der Graf Robert von Flandern, ein kühner, reicher Ritter; der Her-

zog Robert von der Normandie, Sohn Wilhelms des Eroberers, ein tapferer, jedoch ſinnlich träger Herr, welcher, überdieß von mißvergnügten Lehengroßen bedrängt, das Erbe ſeiner Väter dem Bruder Wilhelm II., König von England, um 10,000 Mark Silbers für fünf Jahre verpfändete; der freigebige lebensluſtige Graf Stephan von Blois und Chartres, der 365 Burgen beſaß; der biedere Graf Hugo von Vermandois, Bruder des habgierigen franzöſiſchen Königs Philipp; der unbiegſame und tapfere Graf Raimund von Toulouſe oder St. Gilles, bei ſchon vorgerücktem Alter und häßlichem Aeußern durch Reichthum und Leutſeligkeit der mächtigſte Fürſt im Süden ſeines Vaterlandes. Jenſeits des Gebirgs verſammelten die Normannen Bohemund, Herr von Tarent, und ſein Neffe Tancred auf die gewiſſe Kunde von der beſchloſſenen Kreuzfahrt den Kern der italieniſchen Krieger; aber nirgends hatten die Führer ſo entgegengeſetzte Eigenſchaften; denn Bohemund war bei außerordentlichem Heldenmuth habſüchtig, herrſch- und ruhmgierig, Tancred bei gleicher Tapferkeit uneigennützig, fromm und beſcheiden; jener rauh und hart, dieſer menſchenfreundlich und milde. Unter ſolchen Rüſtungen erſchien der für den Aufbruch beſtimmte Frühling des Jahres 1096, und mit ihm zog auf den Straßen Frankreichs, Lothringens, Süddeutſchlands, Ober- und Unteritaliens zahlloſes bewaffnetes Volk dem Morgenlande entgegen. Umſichtig hatte man nach den nöthigen Unterhandlungen, beſonders mit dem griechiſchen Kaiſer, verſchiedene Wege bezeichnet; der Herzog Gottfried nämlich ſollte durch Ungarn, der Graf Raimund von Toulouſe und der Biſchof Ademar durch Oberitalien und Dalmatien die Fahrt auf Conſtantinopel richten und ſich in dieſem gemeinſchaftlichen Sammelplatz vorläufig vereinigen. Allein die zucht- und meiſtens wehrloſen Rotten Peters des Einſiedlers, welchen man nach der Mönchskutte auch Kukupeter (Petrus

cucullatus) hieß, konnten die feſtgeſetzte Friſt nicht erwarten. Schon um Oſtern verließ die Vorhut unter dem franzöſiſchen Ritter Walther von Pexeio und ſeinem Neffen, Walther ohne Habe (Gautier senz avoir), das Lager bei Köln, eilte durch Schwaben, Baiern und Ungarn, wo der König Koloman Lebensmittel und Durchzug gewährte, nach der Bulgarei, fand aber hier, von den gemißhandelten Einwohnern bei Belgrad und Niſſa angegriffen, mit Walther von Pexeio größtentheils den Tod; die Trümmer erreichten unter Walther Habenichts im tiefſten Elend Conſtantinopel, wo ihnen Kaiſer Alexius freundliche Aufnahme bewilligte. Faſt denſelben Ausgang nahm Peters Gewalthaufe, welcher, von Franzoſen, Italienern, Deutſchen gebildet und 40,000 Mann ſtark, nach mannigfaltigen Unfällen, vorzüglich bei Semlin (Malville) und Niſſa, unter den Mauern der griechiſchen Hauptſtadt lagerte (1. Auguſt), trotz der Warnungen aus Ungeduld, die Ungläubigen zu treffen, nach Kleinaſien überſetzte, und bei Nicäa, der Hofſtadt des ſeldſchukiſchen Sultans Kilidſch Arslan, den verdienten Lohn für die an Kindern, Frauen und Männern verübten Grauſamkeiten empfing; kaum 3000 entrannen dem Schwerte der Türken, um bald bettelnd in die Heimath zurückzukehren; Ritter und Fußknechte, unter jenen Walther Habenichts, Greiſe, Weiber, Geiſtliche und Kinder wurden erſchlagen, die Leichen aufgehäuft, und den Raubvögeln überlaſſen. Noch ſchmähliger endigten die zuchtloſen Rotten des deutſchen Prieſters Gottſchalk, welche beinahe ſämmtlich unweit Meßburg an der Leitha von den Ungarn aufgerieben wurden, und des franzöſiſchen Ritters Wilhelm des Zimmermanns, an Aberglauben und Zuchtloſigkeit der Auswurf des geſammten Kreuzheeres. Denn voran zogen, als vom heiligen Geiſte getrieben, eine Gans und eine Ziege, dieſen folgten, mit jedem Tage anwachſend, gegen 200,000 Pilgrime zu Fuß und 3000 zu Roß, ein räuberiſches, mordgieriges Gezücht, wel-

ches nach den ſchändlichſten Unthaten bei Meßburg theils unter dem Schwert der ergrimmten Ungarn fiel, theils in die Knechtſchaft wanderte.

Als ſich dergeſtalt die für den erſten Zug bewaffnete Chriſtenheit ihres eigentlichen Geſindels entledigt hatte, brachen die geordneten Heerhaufen unter verſchiedenen Abenteuern auf. Denn während Hugo von Vermandois, mit der Fahne des heiligen Peter geſchmückt und von einem glänzenden Gefolge begleitet, von Italien nach Dyrrachium (Durazzo) in Epirus überſetzte, hart an dem griechiſchen Geſtade durch Sturm die meiſten Schiffe und Gefährten verlor, ſelber aber nach Conſtantinopel geführt und genöthigt wurde, dem griechiſchen Kaiſer den Leheneid zu ſchwören; durchzog Gottfried von Bouillon mit 80,000 erleſenen Reiſigen und Fußknechten ohne alle Unfälle in ſtrenger Zucht Deutſchland, Ungarn, die Bulgarei, und lagerte nach kurzer Raſt bei Philippopel unter den Mauern der griechiſchen Hauptſtadt (Auguſt bis Weihnachten). Da bereiteten Furcht und Mißtrauen der Byzantiner, Stolz und Uebermuth der Lateiner blutige Zerwürfniſſe, welche endlich dahin geſchlichtet wurden, daß der Herzog, müde des langen Haders, mit ſeinen angeſehenſten Gefährten Lehentreue ſchwur, und gelobte, alle einſt dem römiſchen Reich unterthänige Städte, Burgen und Landſchaften, welche man erobern würde, den dazu beauftragten Bevollmächtigten zu überliefern. Dennoch mußte Alexius, trotz der übertünchten Hoheit, bisweilen die bitterſten Kränkungen erfahren. So ſetzte ſich zum Beiſpiel an einem glänzenden Hoftage der Ritter Robert aus Paris mit auf den Thron und ſprach, als Balduin, Gottfrieds Bruder, dieſe Grobheit rügte, laut in ſeiner romaniſchen Mundart: „Welch ein Bauer iſt der Kaiſer, daß er die trefflichſten Ritter ſtehen läßt!“

Indeß hatte einſtweilen der Vorgang des erſten chriſtlichen Feldherrn die gewünſchte Wirkung; denn auch die nachfolgenden

Fürſten, als Robert von Flandern, Raimund von Toulouſe, ſelbſt der verſchlagene, ehrgeizige Bohemund, huldigten; nur Tancred, der keinen Herrn über ſich erkannte als den Heiland, blieb hartnäckig. Endlich ſtanden alle Pilgrime, nachdem dieſe und ähnliche Hinderniſſe beſeitigt waren, im Mai (1097) unter den Mauern Nicäas, der ſeldſchukiſchen Hauptſtadt, vereinigt; man zählte bei der Muſterung, ungerechnet die Prieſter, Mönche, Weiber und Kinder, angeblich 600,000 Bewaffnete, unter ihnen 100,000 vollſtändig geharniſchte Reiſige. Umſonſt leiſtete die türkiſche Beſatzung die heldenmüthigſte Abwehr; vergeblich ſuchte Sultan Kilidſch Arslan, in einem heftigen Feldſtreit geſchlagen, die durch Stürme, Hunger und Krankheit ſchwer Bedrängten zu entſetzen; ſie mußten nach ſiebenwöchentlicher Einſchließung die Burg und Stadt, gemäß eines geheimen Vertrags, den Bevollmächtigten und Kriegern des griechiſchen Kaiſers übergeben (20. Brachmonat). Kaum ſtillte dieſer durch Geſchenke, Schmeicheleien und Verheißungen den Grimm der Chriſten, welche entgegen einer ausdrücklichen Uebereinkunft von allen Früchten ihres Sieges ausgeſchloſſen blieben und nicht ein Mal den billigen Beuteantheil erhielten. Indeß beſchwichtigten Tancreds Hochſinn, der aus Liebe zum Frieden ſelbſt den Leheneid ſchwur, und die Begierde, das heilige Land zu ſchauen, den Unwillen der Pilgrime, tilgten aber nicht das jetzt befeſtigte Mißtrauen in die Griechen. Alſo brach das geſammte Heer nach kurzer Raſt von Bithynien nach Phrygien auf, wo Kilidſch Arslan aus allen Gauen ſeines Reichs den Kern der leichten Reuterſchaaren verſammelt hatte; gewann mit genauer Noth und beträchtlicher Einbuße die Schlacht bei Doryläum, im anmuthigen Thal Gorgoni gelegen (im Heumonat), und durchwanderte, fortan nicht vom Feinde beläſtigt, aber von Hunger, Durſt und Mühſal gequält, die langen, öden Ebenen bis zum phrygiſchen Antiochien. Es verſchmachteten faſt jeden Tag 500 Menſchen, die meiſten Roſſe und

ANTIOCHIEN

Laſtthiere, alſo daß man Ziegen, Hunde, Schweine mit dem Gepäck belud, und viele Ritter, unfähig zu gehen, Ochſen beſtiegen. Selbſt die Falken, welche ihre Jagdherren bis hierher treu begleitet hatten, erlagen dem heißen Himmel. Aber grade das Unglück ſtärkte den Muth und die Eintracht der Pilgrime, welche endlich in der fruchtbaren, wald- und mattenreichen Umgegend Antiochiens ausruhen durften. Während hier der Gewalthaufe mehrere Wochen lang raſtete, zogen Tancred und Balduin, des Herzogs Gottfried Bruder, auf verſchiedenen Straßen über das tauriſche Gebirge der ciliciſchen Seeküſte zu; jener eroberte die gewerbthätige, meiſtens von armeniſchen und griechiſchen Chriſten bewohnte Stadt Tarſus; dieſer, darob aus Neid zwiſtig mit dem edlern Nebenbuhler, wandte ſich nach kurzem, blutigem Streit oſtwärts, nahm dieſſeit des Euphrat die Burgen Tellbaſcher, Ravendan und bald darauf jenſeit des Stromes Edeſſa. Der unabhängige, aber geſetzlich beſchränkte Fürſt dieſes armeniſch-chriſtlichen Gemeinweſens wurde, weil er weder gegen die wachſende Macht der Türken ſchirmen konnte, noch freiwillig entſagen mochte, von dem Bürgerrath der Zwölfer abgeſetzt und in einem Volksauflauf ermordet, darnach Balduin zum Herrn der Stadt und Grafſchaft Edeſſa angenommen. Dieſe leichte, aber wichtige Erwerbung deckte Seiten und Rücken des großen Kreuzheeres, welches, überall freudig von den armeniſchen und griechiſchen Glaubensgenoſſen als Befreier empfangen, längs der Seeküſte über Cilicien nach Syrien zog, und ſich mit Ausnahme Balduins, der am Euphrat zurückblieb, bei Artaſia (Artah), vier Meilen von Antiochien, verſammelte. Hier beſchloß man nach reiflicher Ueberlegung, jene uralte und feſte Stadt, welche, 30—40,000 Schritte lang und 6000 breit, an beiden Ufern des waſſerreichen Orontes mehrere Hügel, und zwei, nur durch ein ſchmales Thal getrennte, hohe Berge umfaßte, ohne Zaudern zu belagern, und nicht eher zu verlaſſen, als bis ſie erobert ſey.

Deßhalb wurde auch die Oberleitung aller Streitkräfte einem Kriegsrath übertragen, deſſen wechſelnden Vorſtand die Wahl der Fürſten und Herren beſtimmen ſollte, und für gemeinſchaftliche Ausgaben eine Gemeindekaſſe angeordnet. Darauf näherten ſich die Kreuzfahrer, noch 300,000 ſtreitbare Männer ſtark und überall von der chriſtlichen, zu den Waffen eilenden Bevölkerung des Flachlandes unterſtützt, am 18. Weinmonat Antiochien, ſchwelgten, vor drei Thoren gelagert und von keinem Feinde geſtört, 15 Tage lang in allen Freuden der Sinnlichkeit, verzehrten oder verſchleuderten die Vorräthe mehrerer Monate, ſtellten keine Feldwachen aus und ſchweiften ſorglos in der anmuthigen, von Hügeln, Wieſen und Gärten durchſchnittenen Nachbarſchaft umher. Klug benutzte Bagi Sejan, welcher von ſeinem Oheim, Sultan Malekſchah, die Herrſchaft über die Stadt bekommen hatte (ſeit 1086), der Chriſten Fehlgriffe, fiel bei Tag und Nacht aus den Thoren, fing die Zufuhr auf und erſchlug das Geleite. Regen, Kälte, Krankheiten und Hunger ſteigerten bald die Noth zu einem unerträglichen Grade; Zelte und Kleider verfaulten, Pferde und Menſchen ſanken ſchaarenweiſe vor Elend um; von jenen, welche bei dem Anfang der Belagerung 70,000 zählten, blieben im vierten Monat 2000 übrig, von dieſen ſtarben täglich ſo viele, daß die Lebenden kaum Zeit und Raum für die Beerdigung fanden. Da verzweifelte mancher bisher ſtandhafte Pilger, floh nach Cilicien, Cypern und Edeſſa; ſelbſt Peter der Einſiedler folgte mit Wilhelm dem Zimmermann dem Beiſpiel der Feigheit, wurde aber von Tancred eingeholt und zurückgeführt. Im Wahne, die Urſachen der wachſenden Leiden müßten in den heimlichen Sünden geſucht werden, gebot der Biſchof Ademar von Puy, des Pabſtes Stellvertreter, ein dreitägiges Bet- und Bußfeſt, ſchärfte die Sitten- und Lagergeſetze, entfernte alle feilen Dirnen und Ehefrauen, unterſagte bei ſchwerer Strafe Würfelſpiel, Diebſtahl, Raub und Han-

delsbetrug, Fluchen und Saufgelage. Dennoch wurden von den eigens dafür ernannten Richtern viele Schuldige verurtheilt, etliche gepeitſcht, andere geſchoren, gebrandmarkt oder in Ketten gelegt. Endlich gelang es den Anſtrengungen der Fürſten, beſonders Gottfrieds, Antiochien unter beſtändigen Gefechten und Drangſalen ſo von allen Seiten einzuſchließen, daß bald der bitterſte Mangel herrſchte, indeß die Belagerer theils von Edeſſa, theils von der See her Ueberfluß an Lebensmitteln und Kriegsbedürfniſſen bezogen. Nichts deſto weniger war bei der Feſtigkeit der Mauern und dem ausdauernden Muth der Beſatzung, welche ſich während eines kurzen Waffenſtillſtandes mit Vorräthen zu verſorgen wußte, die Uebergabe höchſt ungewiß, zumal vom Euphrat her ſtarke Hülfsſchaaren heranrückten, und die Chriſten zwiſchen zwei Feuer zu bringen drohten. In dieſer Verlegenheit knüpfte der ſchlaue und ehrgeizige Bohemund, nachdem ihm die Fürſten im Fall des Gelingens den Siegespreis abzutreten verſprochen hatten, mit einem türkiſchen Befehlshaber, dem armeniſchen Renegaten Pyrrhus (Firuz) ein Einverſtändniß an, erſtieg in der dunkeln Nacht des dritten Brachmonats (1098) nebſt ſeinem Gefolge mittelſt einer Strickleiter den jenem Verräther anvertrauten Thurm der drei Schweſtern, hieb die ſorgloſe Mannſchaft nieder, wie denn Pyrrhus, Entdeckung fürchtend, den eigenen Bruder erſchlug, ließ die Gewalthaufen, welche unter dem Ruf: „Gott will es!" hereinbrachen, eine Nebenthür der Mauer öffnen, bald alle Straßen und Plätze der Stadt mit Raub und Mord erfüllen, alſo daß ohne Rückſicht auf Alter und Geſchlecht 10,000 Moslemin getödtet, die übrigen zur Flucht in die Burg genöthigt wurden. Hülflos irrte der alte Fürſt Bagi Sejan ſo lange in dem benachbarten Waldgebirge umher, bis ihn etliche armeniſche Holzhauer erkannten und niederſchlugen; Wehrgehänge und Kopf wurden den ſiegreichen Chriſten überbracht. Dieſe hatten aber kaum in Antiochien die koſtbaren

Beuteſtücke vertheilt und, nicht belehrt durch frühere Leiden, bald zu beten bald zu ſchwelgen begonnen, als auf Befehl des Sultans Barkiarok von Perſien und Bagdad der Statthalter Moſuls, Fürſt Kerboga, nach fruchtloſer Einſchließung Edeſſas mit 200,000 Reutern und Fußknechten am Orontes lagerte, die chriſtlichen Vorwachen zurücktrieb, einen ziemlich breiten und tiefen Graben aufwarf und alſo unter glücklichen Gefechten die Verbindung der meiſten Thore mit dem Flachlande abſchnitt. Gleichzeitig machte die türkiſche Beſatzung der Burg, von Schamſeddaula, dem klugen und heldenmüthigen Sohn Bagi Sejans, geführt, bei Tag und Nacht heftige Ausfälle. Da kam, als Hunger und Krankheit wuchſen, Verzweiflung über das Pilgerheer; viele Ritter und Gemeine, unter jenen auch Wilhelm der Zimmermann, ließen ſich im Dunkeln an Stricken von der Mauer herab und entflohen nach der Seeküſte, etliche ſogar zu den Türken. Nicht der Schandname Strickläufer, nicht die Bitten, Mahnungen und Befehle der Prieſter und Feldherren hemmten die träge Muthloſigkeit des Volks; Tauſende ſaßen, ſeit die letzte Ausſicht auf Entſatz durch den griechiſchen Kaiſer an den Umtrieben und Lügen verrätheriſcher Flüchtlinge geſcheitert hatte, in den Kellern und Gemächern, brüteten über ihrem Elend und vergaßen alle Manneskraft. Darob ergrimmt, ließ Bohemund, welchem der Kriegsrath auf den Vorſchlag des Biſchofs Ademar unumſchränkte Gewalt übergeben hatte, Feuer in die Wohnungen werfen, daß, da ein ſtarker Wind ging, binnen etlichen Augenblicken 2000 Häuſer, mehrere Kirchen und prachtvolle Denkmäler des Alterthums in Aſche ſanken, die dumpfe Verzagtheit aber nicht endigte. In ſolcher Bedrängniß trat Peter Barthelemy, ein Geiſtlicher aus der Provence, zu dem Grafen Raimund und dem Biſchof Ademar von Puy, und entdeckte ihnen, der Apoſtel Andreas habe vier Mal ſichtbar bei Androhung ſchwerer Strafe geboten, 12 vertraute Männer in

die Peterskirche zu ſenden, damit ſie unweit dem Hauptaltar nachgraben und die rettende heilige Lanze des Erlöſers ſuchen möchten. Dieſer Befehl des Himmels wurde ſogleich vollzogen, die Erde geöffnet, der geweihte Speer, welcher, hieß es, des Heilandes Seite durchbohrt hatte, nach langem Harren gefunden und in Purpur eingehüllt dem jubelnden Volk als Unterpfand des gewiſſen Sieges gezeigt. In der That änderte ſich ſchnell die Stimmung; man begehrte ſtürmiſch die Schlacht und gelobte feierlich, vor dem Fall der heiligen Stadt Jeruſalem nimmer an Heimkehr zu denken. Freudig willfahrten die Fürſten, gelobten dreitägige Faſten und Umzüge, und daß ſich für den Tag Peters und Pauls, den 28. Brachmonat, jeder wehrhafte Pilger zum Streit rüſtete. Darauf hielt am Morgen vorher Biſchof Ademar in der Peterskirche ein prunkvolles Hochamt, theilte das Abendmahl aus und verhieß allen tapfern Kämpfern Chriſti Gnade und vollkommenen Sündenerlaß. Inzwiſchen mißkannte Kerboga in ſtolzer Sicherheit die nahende Gefahr, ſchlug jeden billigen Vergleich aus und ſchalt ſeine Unterfeldherren (Emirs), welche an Vorſicht mahnten, Feiglinge und Verräther. Ja, als in der Frühe des Schlachttages die Beſatzung der Burg am höchſten Thurm ein ſchwarzes Banner aushängen und die Drommeten ertönen ließ, verachtete der Fürſt auch dieſes Warnungszeichen, und ſandte, während er ſelber am Schachbrett blieb, nur 2000 Reuter ab, um die Orontesbrücke zu ſchirmen. Jene flohen bei dem erſten Anblick des Feindes, welcher, weiß gekleidete und ſingende Prieſter voran, den Rücken zu decken, langſam von dem Fluß nach dem nahen Gebirge zog. Den erſten Haufen führte Graf Hugo, den zweiten Herzog Gottfried, den dritten Graf Robert von der Normandie, den vierten der Biſchof Ademar, deſſen Kapellan die heilige Lanze trug, den fünften Tancred, den ſechſten und zahlreichſten Bohemund, der damalige Oberfeldherr; etliche hundert

Mann blieben unter dem kranken Grafen Raimund von Toulouſe für die Sicherheit der Stadt zurück. Die Türken, uneinig, ſchlecht geleitet und in 15 Geſchwadern ſchachbrettförmig aufgeſtellt, hielten den ſtürmiſchen Anfall der begeiſterten Chriſten, welche bei dem Anfang der Schlacht den heiligen Georg in glänzender Rüſtung zu ſehen glaubten, nicht lange aus, ſondern löſ'ten ſich, Kerboga voran, in wilder Flucht auf, von der ſchwachen Reuterei etliche Meilen weit verfolgt. Nur der Orthokide Sokman, unlängſt durch den egyptiſchen Chalifen aus Jeruſalem vertrieben, kämpfte mit ſeinen Getreuen klug und tapfer, mußte aber endlich dem Ungeſtüm und der Uebermacht Bohemund's weichen. Unermeßlich war die Beute an Gefangenen, Roſſen, Kameelen, Lebensmitteln, Gewändern, Gold und Silber; vor Allem bewunderte man jedoch das geräumige, ſeidene Feldherrnzelt, welches in ſeinen Haupt- und Nebengängen 2000 Menſchen faſſen konnte und einer kleinen, mit Mauern und Thürmen geſchmückten Stadt glich. Am Abend deſſelbigen Tages huldigte auch die Burg unter Bedingniß eines freien Abzuges für die heldenmüthige Beſatzung; viele Moslemin aber folgten dem Beiſpiel Schamſeddaula's und nahmen das Chriſtenthum an, weil es eben ſo tapfer, als der Islam feig geſtritten hatte.

Nachdem die Fürſten, vorzüglich Bohemund und Raimund, vier Monate lang theils über den Beſitz Antiochiens, welches dem erſtern endlich blieb, gehadert, theils auf nahen und fernen Streifzügen Beute und Schlöſſer gewonnen hatten, forderte das Volk unter heftigen Drohungen Aufbruch nach Jeruſalem; denn es erblickte in der verheerenden Seuche, welche auch den frommen und ſtarkmüthigen Biſchof Ademar hinweggerafft hatte, nicht die Folgen der Unmäßigkeit und des heißen, von den Ausdünſtungen modernder Leichen verpeſteten Himmels, ſondern die ſtrafende Zuchtruthe Gottes, welchen öffentliche und geheime Sünden ſchwer beleidigt

hätten. Allerdings war das Elend furchtbar; es ſtarben an 50,000 Weiber, viele treffliche Ritter und eine zahlloſe Menge gemeiner Pilgrime. Alſo verließen am 24 Wintermonat die meiſten Schaaren das unheimliche Antiochien, erſtürmten nach mannhafter Gegenwehr die feſte Stadt Marra, deren Bewohner ohne Rückſicht auf Alter und Geſchlecht, gegen den Vertrag, durch Feuer und Schwert vertilgt wurden (12 Chriſtmonat); umlagerten fruchtlos in der Landſchaft Tripolis die Burg Archa, wobei Peter Barthelemy der Provenzale die Aechtheit der heiligen Lanze wider Arnulf, den Kapellan Roberts von der Normandie, und andere Zweifler durch das Gottesgericht des Scheiterhaufens in der Charwoche (1099) vertheidigte, aber an den Brandwunden ſtarb; zogen langſam unter beſtändigen Kämpfen mit der Ehr- und Habgier des chriſtlichen Adels, dem verzweiflungsvollen Widerſtand der Ungläubigen, durch das alte Phönicien und Paläſtina über Byblus, Berytus, Sidon, Tyrus, Akkaron (Ptolemais), Cäſarea, Lidda, Ramla, Nikopolis (Emaus) dem Ziel ihrer Gelübde, Drangſale und Gefahren entgegen. Von raſtloſer Ungeduld getrieben, brach Tancred mit 100 Rittern von dem zuletzt genannten Standlager auf, beſuchte Bethlehem, die Geburtsſtätte des Heilands, befeſtigte ſeine Fahne an die Kirche des geweihten Orts, ſtreifte darauf bis an die Mauern Jeruſalems, und brachte, mit einer andern Schaar vereinigt, nach heftigem Gefecht etliche Stück Vieh als Siegeszeichen zu dem großen Heer in Nikopolis. Da vergoſſen viele Pilgrime auf die Kunde, jene Thiere gehörten der heiligen Stadt an, Freudenthränen, knieten nieder, und prieſen Gott, alle aber wurden von ſolcher Sehnſucht bewegt, daß ſie noch in der Nacht auszogen, und endlich am Morgen des ſechſten Brachmonats von einem Hügel herab den Gegenſtand ihrer heißeſten Wünſche erblickten. Dem kurzen Schweigen der Wehmuth und Andacht folgte ein lautes inbrünſtiges Dankgebet. Ritter und Fußknechte küßten den gewei-

heten Boden und näherten ſich darauf mit ſchallendem Geſang den Mauern der heiligen Stadt. Dieſe liegt in einer gebirgigen, kornreichen, aber waſſerarmen Gegend Paläſtinas auf zwei Bergen, von welchen Zion (die Burg, Oberſtadt) gegen Mittag, Moria (die Unterſtadt) gegen Mitternacht ſtreicht. Dort zeigt man als die ehrwürdigſten Denkmale der Vorzeit den Thurm oder das Schloß Davids, die runde und dunkle Kirche der Auferſtehung, über dem Grabe des Heilands erbaut und nach dem chriſtlichen Volksglauben am Morgen eines jeden Oſterfeſtes von himmliſchem Feuer, das die Wachskerzen entzündet, wunderbar erleuchtet und Mittelpunkt der Erde; hier (auf Moria) den Tempel Salomon's, früher durch Brücke und Säulengang mit der Hochſtadt verbunden, an welcher nördlich und außerhalb der Ringmauern der Hügel Golgatha (Schädelſtätte) emporſteigt. Nur gegen Mitternacht trifft das Auge auf eine weite, fruchtbare Ebene, auf allen übrigen Seiten hemmen hohe und kahle Berge von tiefen Thälern durchſchnitten und von der Stadt getrennt, die Ausſicht. Gegen Mittag und Abend zieht ſich das Klagthal (Hinnom) fort, berühmt durch den Blutacker des Judas, gegen Morgen das Thal Joſaphat mit der Marienkirche, welche im tiefſten Grunde liegt, den Gräbern Davids, Stephans, der heiligen Jungfrau und dem Hauſe, in deſſen Nähe Chriſtus von den Juden gefangen wurde, und öſtlich begränzt von dem Oelberg, wo ein großer Felſen an die Himmelfahrt des Erlöſers erinnert.

Dergeſtalt von Natur überaus feſt, wurde Jeruſalem bei der Ankunft des chriſtlichen Heeres durch hohe Thürme, ſtarke Ringmauern und eine Beſatzung von **40,000** Bewaffneten vertheidigt. Dieſe, von dem tapfern Iſlikhar-Eddaulah (d. i. Ruhm des Reichs) befehligt und reichlich mit Lebensbedarf und Kriegsgeräthe verſehen, ſtanden im Dienſt des egyptiſchen Chalifen Moſtaali, deſſen kluger Vezir Afdal während der Belagerung An-

Rosmäsler Berlin 1839

EROBERUNG VON JERUSALEM

tiochiens die Verlegenheit der ſeldſchukiſchen Türken benutzt, Tyrus, die heilige Stadt und andere Plätze Paläſtinas für die Fatimiden, als rechtmäßige Nachkommen Ali's, erobert, den wilden Stamm der Orthokiden aber aus ganz Syrien vertrieben hatte. Die Chriſten, bekannt mit den Zerwürfniſſen der Moslemin und von brennender Kampfbegier getrieben, ſchloſſen ſofort Jeruſalem an der nördlichen und weſtlichen Seite ein. Herzog Gottfried lagerte vor dem Hauptbollwerk der Burg Davids, neben ihm zur Linken Graf Raimund mit dem ritterlichen Tancred, dann nordwärts vor dem Thor und der Kirche des Märtyrers Stephanus Herzog Robert von der Normandie, nebſt dem Grafen von Flandern, Balduin von Bourg und andern Herren. Die Oſt- und Südſeite blieben frei; erſt ſpäter beſetzte eine Abtheilung den Oelberg. Obgleich nur **20,000** Fußknechte und **1800** Reuter ſtark und von dem eben ſo zahlreichen Troß mehr gehindert als unterſtützt, von Hunger, Durſt und Beſchwerden entkräftet, ohne hinlängliche Sturmleitern und Wurfmaſchinen, wagten dennoch die Pilger ſchon am fünften Tage (**12.** Brachmonat) einen allgemeinen Angriff, nahmen die Vormauer weg, mußten aber nach fruchtloſen Anſtrengungen, tiefer einzubrechen, auf den Befehl der Fürſten gegen Abend von dem ungleichen Kampfe ablaſſen und fortan ſich kräftiger rüſten. Alſo zogen, das nöthige Bauholz für das Belagerungsgeräthe herbeizuſchaffen, der Herzog und Graf Robert, von einem ſyriſchen Chriſten geführt, in einen ſieben Meilen entfernten Wald, fällten und brachten auf Eſel und Kameelen die ſchlankſten Bäume in das Lager, während andere Haufen Geſträuch für die Verfertigung der Schanzkörbe ſammelten. Mit ſolchem Eifer arbeiteten Ritter und Knappen, Weiber, Greiſe und Kinder, daß binnen etlichen Tagen eine hinlängliche Anzahl von Thürmen, Leitern und Mauerbrechern geliefert wurden. Inzwiſchen quälte der Durſt, furchtbarer wie die Hungersnoth vor Antiochien, die ſchon von der Glühſonne des mor-

genländiſchen Heumonats erſchöpften Menſchen und Thiere; denn man mußte, da Brunnen und Ciſternen verſchüttet waren, das Waſſer theils fünf Meilen Weges weit herholen, theils an der einzigen Quelle Siloa den wachſamen Feinden durch blutige Kämpfe abgewinnen. Da flohen etliche Pilgrime, an der Rettung verzweifelnd, gen Joppe nach der Seeküſte, ließen ſich andere, die Mauern Jeruſalems küſſend, von den Geſchoſſen und Steinen der Ungläubigen tödten, indeß bald auch Mangel und Krankheiten den ſtandhafteſten Muth auf die Probe ſetzten. Die Ankunft einer genueſiſchen Flotte, welche Lebensmittel und geſchickte Baumeiſter brachte, linderte doch allmählig das Elend und beſtimmte den Kriegsrath, welchen überdieß das Gerücht von einem nahenden Heer der Muſelmänner ſchreckte, alle Anſtalten für den Hauptſturm zu treffen. Alſo zogen die Chriſten am Freitage den achten Heumonat, weiß gekleidete Prieſter mit Kreuzen und Heiligenbildern voran, in voller Waffenrüſtung, barfuß, unter dem Schall der Drommeten und bei fliegenden Fahnen zuerſt in die Marienkirche, darnach auf den Oelberg, wo P e t e r der Einſiedler und A r n u l f aus Flandern in begeiſternden Reden Fürſten und Volk zur Eintracht, Frömmigkeit und Ausdauer mahnten, und kehrten, oft von den ſtaunenden Saracenen verhöhnt und beunruhigt, tief gerührt in das Lager zurück. Sofort beſtimmte man den nächſten Donnerstag für einen allgemeinen und entſcheidenden Angriff auf die heilige Stadt. Der verhängnißvolle Tag (**14.** Heumonat) erſchien, und mit ihm ſtürmte, wie e i n Mann, das chriſtliche Heer, deſſen Gefahren ſelbſt Weiber theilten, wuthentbrannt wider die feindlichen Mauern und Thore, fand aber eben ſo kluge als tapfere Gegenwehr; denn Steine, Balken, Pfeile, mit Schwefel und ſiedendem Oel angefüllte Geſchirre wurden in ſolcher Menge herabgeſchleudert, daß die Belagerer gegen Abend nach beträchtlicher Einbuße vom Kampf ablaſſen mußten. Dieſer begann in der Frühe des folgenden Tages mit gleicher Erbitterung und dauerte ſieben Stunden lang ohne

gewiſſen Ausgang. Schon wichen, ermattet von dem fruchtloſen Anſtürmen, Ritter und Fußknechte, und es gedachten ſelbſt die kühnſten Führer, Gottfried und Tancred, eines allgemeinen Rückzuges; als plötzlich auf dem Oelberge ein Mann in ſtrahlender Rüſtung erſchien und den weithin ſchimmernden Schild ſchwenkte, wie wenn er zur Fortſetzung des Streits mahnen wollte. Freudig deuteten der Herzog und ſein Bruder Euſtach auf den Sieg verkündenden Boten des Himmels, und jubelnd griff das Volk von neuem zu den Waffen, indeß die Weiber Trank und Speiſe herbeibrachten, Gefahren und Mühſeligkeiten theilten. So wurde binnen einer Stunde trotz der feindlichen Geſchoſſe die äußere Mauer zwiſchen dem Stephansthor und dem Thale Joſaphat an mehreren Stellen gebrochen, der Graben ausgefüllt, und der lothringiſche Hauptthurm, deſſen Spitze ein vergoldetes Kreuz und Chriſtusbild ſchmückten, mit ſeinem Wurfzeuge an die innere Mauer vorgeſchoben. Umſonſt leiſteten die Moslemin den Widerſtand der Verzweiflung; von zahlloſen Geſchoſſen umſchwirrt, vom Rauch des angezündeten Strohes und Flechtwerks faſt erſtickt, räumten auch die muthigſten den ihnen angewieſenen Platz. Da fiel aus dem zweiten Stock des Thurms die Fallbrücke, unterſtützt von zwei Balken, welche die Belagerten für ihre Abwehr gebraucht hatten. Binnen etlichen Augenblicken ſtanden zuerſt die flandriſchen Brüder Engelbert und Ludolf, darnach der Herzog Gottfried, Tancred, Robert von der Normandie und der Graf von Flandern auf der Mauer, welche an andern Stellen mittelſt Leitern erſtiegen wurde. Bald öffnete die eingedrungene Schaar das Stephansthor, von wo die Pilger mit dem Ruf: „Gott will es! Gott hilft!“ in die Straßen vorſtürmten. Nicht lange darauf überſtieg Raimund von Toulouſe an der Mittagsſeite die Burg Davids, während der Gewalthaufe durch das geſprengte Südthor mit ſolcher Heftigkeit eindrang, daß 16 Provenzalen im Gewühle erſtickten.

Furchtbar raſ'te jetzt in den Straßen und Häuſern die entfeſſelte Mordgier; überall wurden ohne Unterſchied Männer und Weiber, Greiſe und Kinder oft mit ausgeſuchten Qualen getödtet, Säuglinge von den Brüſten der Mutter hinweggeriſſen und an den Boden geſchleudert, Gefangene langſam verbrannt, oder genöthigt, von den Thürmen herabzuſpringen, alle zur Synagoge flüchtigen Juden durch Feuer vertilgt, 10,000 Muſelmänner, unter ihnen viele Prieſter (Imams) und Geſetzkundige (Ulemas), in dem durch Tancred erſtürmten Tempel Salomons (Moſchee Omar) ſo lange hingewürgt, bis das Blut die Treppe herab rieſelte und die Hufe der Roſſe netzte. Selbſt die auf das Dach Geflüchteten traf am andern Morgen der Untergang; von 40,000 Menſchen blieben nur etliche Hunderte verſchont, um die Todten zu beerdigen, Gaſſen und Wohnungen zu reinigen. Endlich müde des Mordens und Raubens, legten die vom Fuß bis zur Scheitel mit Blut beſpritzten Sieger die Waffen ab, wuſchen ſich und zogen baarfuß, das Haupt unbedeckt, unter Gebeten und Lobgeſängen in die Kirche des heiligen Grabes, wo etliche reumüthig die eben gewonnene Beute in den Opferſtock legten, andere ſchluchzend ihre Sünden bekannten und Beſſerung gelobten, alle aber aufrichtig in die Danklieder der verſammelten Prieſterſchaft einſtimmten und Gott prieſen, daß er die geweiheten Stätten befreit habe von dem Joch der Ungläubigen. Darnach wählten, der aufkeimenden Zwietracht und Zügelloſigkeit kräftig zu begegnen, die am heiligen Grabe verſammelten Herren nach fruchtloſem Widerſpruch der Geiſtlichkeit, welche ein Pfaffenreich gründen wollte, den Herzog Gottfried durch Stimmenmehrheit zum König von Jeruſalem (22. Heumonat) und den ehrgeizigen, ränkevollen Kaplan Arnulf zum Patriarchen der morgenländiſchen Kirche.

Kaum waren dergeſtalt die Innenverhältniſſe nothdürftig geordnet, als von Egypten her eine große Gefahr drohete; denn über

100,000 Neger, Beduinen und Egypter naheten unter Afdal, dem Vezir des Chalifen, um die junge Pflanzung der Chriſten im Keime zu erſticken. Jene, nur 5000 Reuter und 15,000 Fußknechte ſtark, aber voll Selbſtvertrauens und Glaubens an die wunderthätige Kraft des unlängſt gefundenen heiligen Kreuzes, zogen dem Feinde freudig entgegen und gewannen durch Heldenmuth und Klugheit bei Askalon einen ſo entſcheidenden Sieg (11. Auguſt), daß fortan nicht nur viele Jahre lang die Angriffe der Moslemin ruheten, ſondern auch freiwillig die Befehlshaber von Ptolemais, Askalon, Cäſarea und andern Städten theils Verträge abſchloſſen, theils Zins gelobten. Denn Gottfrieds ſteigender Ruhm war weniger die Frucht der Waffengewalt, als der vorleuchtenden Milde, Weisheit und Gerechtigkeit. Darum wählten ihn ſelbſt arabiſche Stammhäuptlinge entweder zum Schiedsrichter ihrer Zwiſte, oder überbrachten perſönlich Geſchenke als Zeichen ehrfurchtsvoller Hochachtung, welche bei jedem Beſuch nur neuen Zuwachs fand. So trafen einſt zwei Emirs den gefeierten Helden vor der Seefeſte Aſſur auf einem Strohſack ſitzend und verwunderten ſich darüber. Beſcheiden antwortete der König, darin den erſten Chalifen des Islams gleich: „Warum ſoll die Erde, einſt die Ruheſtätte der Todten, nicht auch den Lebenden zum Polſter dienen?“ Da riefen begeiſtert die Fürſten des Morgenlandes aus: „Wahrlich, dieſer Mann iſt geboren, die Welt zu überwinden und alle Völker zu beherrſchen!“ Ein anderer Emir kam mit beträchtlichem Gefolge und herrlichen Gaben nach Jeruſalem, um die bekannte Leibesſtärke des Königs zu erproben, welcher bereitwillig die ſonderbare Bitte gewährte und zuerſt mit dem eigenen, darnach des Arabers Schwert zwei Kameelen auf einen Hieb den Hals durchſchnitt. Erſtaunt huldigte der Moslemin dem Chriſten als Lehenherrn und ließ reiche Geſchenke an Roſſen, Kameelen, Gewändern, Gold und Silber zurück. Lange überlebte aber König Gottfried die Grün-

dung des Reiches Jeruſalem nicht; er ſtarb mitten in der Jahre und des Ruhmes Blüthe (18. Auguſt 1100), beweint von Franken, Syrern und Griechen und geachtet von den Erbfeinden des chriſtlichen Glaubens; denn er war ein ernſter, ſeinem Worte getreuer Mann, und hatte erfüllt, was die einfache Grabſchrift an dem Gewölbe der Auferſtehungskirche ohne Schmeichelei meldete. „Hier liegt," lautet ſie, „Gottfried von Bouillon, welcher dieſes Ganze dem Chriſtenthum gewonnen hat. Seine Seele ruhe in Chriſto!"

Blickt man von den Kriegsthaten der Kreuzfahrt auf die Geſtaltung der Innenverhältniſſe, welche größtentheils ſchon der erſte König mit Hülfe der weiſeſten und biederſten Pilgrime durch die ſchriftliche Sammlung verſchiedenartiger Geſetze und Gewohnheiten unter dem Namen: Briefe des heiligen Grabes (lettres du sépulcre, assises du royaume de Jerusalem) ordnete; ſo erſchien das chriſtlich-morgenländiſche Reich Jeruſalem im ganzen als ein veredeltes Abbild des abendländiſchen Lehenweſens. Von Ibelin im Süden bis Paneas im Norden ausgedehnt, umfaßte das eigentliche Krongebiet, neben Jeruſalem, Joppe und 20 Flecken, vier unmittelbare, durch ein loſes Band zuſammengehaltene Lehenherrſchaften, gegen Mitternacht die Grafſchaft Edeſſa, vom Walde Marith bis nach Maredin in Meſopotamien, unter Balduin, dem Bruder Gottfrieds von Bouillon; das Fürſtenthum Antiochien, ſüdlich von den Burgen Margath und Valenia, weſtlich von Tarſus, öſtlich von Heraclea begränzt und im erblichen Beſitz Bohemunds (ſtarb 1110); die an Raimund von Touloufe (ſtarb 1105) übertragene Grafſchaft Tripolis, von der ſüdlichen Markung Antiochiens bis zu dem Hundefluß, zwiſchen Byblus und Byritus gelegen, und das von Tankred (ſtarb 1112) am See Genezareth geſtiftete Fürſtenthum Tiberias. Dieſen größern, meiſtens nach eigenen Gewohnheiten verwalteten Landſchaften

ſchloſſen ſich viele kleinere Lehen und Herrſchaften an, je nachdem Glück und Waffengewalt das Gefolge der Fürſten begünſtigt hatten, wie denn in der Stadt Jeruſalem Häuſer und Geräthe dem erſten Beſitzergreifer, welcher vor der Thüre ſeinen Schild aufgeſtellt, bleiben durften. Der ſonſt erbliche König, beim Mangel ebenbürtiger Nachkommen und Sippen von den höhern geiſtlichen und weltlichen Herren durch Wahl ernannt, ſchwur auf ein Evangelienbuch, daß er die heilige Kirche, die Wittwen und Waiſen in ihren Rechten wider Jedermann ſchirmen, alle Gewohnheiten und Satzungen des Reichs aufrecht erhalten und erfüllen, alle von den Vorgängern gegebene Verleihungen und Freiheiten anerkennen, und darauf bezügliche Streitigkeiten mit Hülfe des Lehenhofes ſchlichten, endlich unparteiiſche Gerechtigkeit handhaben und vertheidigen wolle mit aller ihm geſetzlich übertragenen Gewalt. Darnach wurde das dergeſtalt auf die Verfaſſung beeidigte Oberhaupt in der Kirche des heiligen Grabes durch den Patriarchen gekrönt, dem Volk vorgeſtellt, mit dem Ring, Scepter, Schwert und Reichsapfel geſchmückt, von allen anweſenden Lehenträgern durch den Huldigungseid begrüßt und in den Tempel Salomons geführt, wo ein öffentliches Mahl die Feierlichkeit beſchloß. Von den vier Kron- oder Reichsbeamten beaufſichtigte der Seneſchall alle königliche Burgen und Feſten, alle Amtsleute (baillifs) und Schreiber, verwaltete innerhalb und außerhalb des Landes die Einkünfte und Kammergüter, entſchied im Namen des Königs, als des gebornen Oberrichters, die bei ihm angebrachten Klagen und trat in dringenden Fällen als Stellvertreter des abweſenden oder verſtorbenen Fürſten auf. Der Connetable führte den Vorſitz im Gerichtshofe des hohen Adels (Pairs), urtheilte über alle Klagen nicht bezahlten Soldes, übte nächſt dem Könige die höchſte Gewalt im Heere, das er muſterte und in Schlachthaufen ordnete, vertheilte die Beute, ſchlichtete die Streitigkeiten zwiſchen Herren und Waffenknechten, und trug endlich

an feſtlichen Tagen die Reichsfahne. Der Marſchall beeidigte und beaufſichtigte alle Dienſtmannen der Krone, Ritter und Fußknechte, ſorgte für die Herberge des Königs und des Heeres und entſchied in Abweſenheit des Connetable die Zwiſte der Kriegsleute. Der Oberkammerherr (le chambrelain) war dagegen als Mundſchenk und Schwertträger nur auf untergeordnete Hofdienſte beſchränkt. Der König, zwar Oberrichter und Feldhauptmann, aber überall durch das ſtreng gegliederte Lehenweſen gehemmt, mußte bei allen wichtigen Angelegenheiten mit den Patriarchen, den Baronen und angeſehenſten Rittern berathen. Die geſetzgebende Gewalt hatte der Reichstag, vom König ausgeſchrieben, von den Adeligen, Geiſtlichen und Bürgern beſucht. Streitigkeiten der unmittelbaren Lehenträger (des hohen Adels) entſchied unter dem Vorſitz des Königs der Oberhof (la haute court), vor welchem die Barone erſcheinen konnten und mußten, um theils ihre und der Freunde Sache zu ſchirmen, theils auf königliche Mahnung vor dem Recht zu ſtehen, oder Recht zu finden. Aehnliche Höfe galten für den mittelbaren oder untern Adel (Afterlehenträger), indeß der Bürgerhof (court des borgés) nach den eigenen Satzungen und Gewohnheiten die Klagen der Standesgenoſſen durch frei gewählte Schöffen unterſuchen und das Urtheil durch den königlichen Grafen ſprechen und vollziehen ließ. Selbſt die ſyriſchen Chriſten wurden mit Ausnahme peinlicher Verbrechen nach den heimiſchen Gewohnheiten von Richtern ihres Volks und Glaubens beurtheilt, alſo daß offenbar die bürgerliche Freiheit in der morgenländiſchen Pflanzung bedeutende Fortſchritte machte. Jedoch zeugte die rechtskräftige Befugniß, nicht den Ritter, wohl aber den Bürger bei entſchiedener Zahlungsunfähigkeit dem Gläubiger als Gefangenen zu überlaſſen, von dem auch in Paläſtina gültigen Unterſchied eines bevorrechteten und dienſtbaren Standes. Als Binde- und Zwiſchenglied ſchreien wie im Abendlande die Kirche, deren obere Beamte, Patriar-

chen, Erzbiſchöfe und Biſchöfe, aus den lehenherrlichen Grundſtücken, Zehnten und freiwilligen Gaben beträchtliche Einkünfte bezogen und bald in den zahlreichen Klöſtern für die Bekämpfung der Weltlichkeit einen mächtigen, wenn auch unzuverläſſigen Bundesgenoſſen bekamen.

Neben dem neuen chriſtlichen Gemeinweſen, welches deutſche und welſche, ſyriſche und griechiſche Geſchlechter verſchmolz, bildete ſich allmählig eine Reihe von Brüderſchaften aus, die unter dem Namen der geiſtlichen Ritterorden auf der Gränze des Prieſterlich-Weltlichen ſtanden und das Mönch- und Kriegerthum zu einigen ſuchten. Dafür wirkten theils die Nothwendigkeit, das den Heiden entriſſene Erbe Gottes, das Land der Verheißung, durch ein regelmäßiges Aufgebot (Miliz) zu ſchirmen, theils der dem Jahrhundert tief eingeprägte Glaube an die Verdienſtlichkeit der Abtödtung des Fleiſches. Aus dieſem Bunde der Selbſtpeinigungslehre (Asketik) und der Kriegswiſſenſchaft gingen hauptſächlich jene eigenthümliche Brüderſchaften (Corporationen, Orden) hervor, welche mit den chriſtlichen Heerfahrten in das Morgenland in derſelben Zeit blühen, verfallen und ſterben. An ihrer Spitze erſcheinen zuerſt die Johanniter oder Hoſpitalritter, deren Keime ſchon in ältern, allgemein menſchlichen Vereinen hervortreten. Früh nämlich ſtifteten Mildthätigkeit und Gewinnſucht in und bei Jeruſalem mehrere Anſtalten für die Beherbergung und Pflege der armen und kranken Pilgrime des Abendlandes; denn ihnen war bereits um die Mitte des neunten Jahrhunderts unweit der Marienkirche im Thal Joſaphat ein Hoſpital beſtimmt, welches neben Aeckern, Weinbergen und Gärten eine treffliche, von Carl dem Großen verehrte Büchersammlung beſaß, indeß während des **11.** Jahrhunderts bei wachſendem Eifer für die Wallfahrten Kaufleute aus Amalfi nahe der Auferſtehungskirche ein Mönchskloſter zu Ehren der heiligen Jungfrau ſtifteten. Hier hielten Benedictiner nach lateiniſcher Weiſe Gottesdienſt, unterſtützten arme oder gebrechliche Pilgrime

auf das liebreichſte und erbauten bald darauf außerhalb ihrer Ringmauern das Kloſter der büßenden Maria Magdalena, in welchem fromme Schweſtern bedrängten Pilgrimen dienten (um 1050—1060). Da aber auch dieſe Anſtalten dem Bedürfniſſe nicht genügten, ſo gründeten die Benedictiner neben ihrer Kirche ein Kranken- und Armenhaus (Hoſpitium), welches ſie nach Johannes dem Barmherzigen, dem heiligen Patriarchen von Alexandrien, benannten und bei ſteigenden Einkünften der rückſichtsloſeſten Mildthätigkeit ohne Anſehen des Glaubens und des Stammes weiheten. Solche Denkart bethätigte beſonders während der Belagerung Jeruſalems durch die Chriſten Gerhard aus der Provence, der damalige Vorſteher des Johanneshoſpitals; Griechen und Syrer, Moslemin und Chriſten, Arme, Kranke und Verwundete, alle Bedrängten fanden den gemeinſchaftlichen Menſchenfreund. Darum vergabte der fromme König Gottfried nicht nur beträchtliche Grundſtücke an die Anſtalt, ſondern geſtattete ihr auch, ſich von dem Kloſter der heiligen Jungfrau zu trennen und unabhängig das vorgeſteckte Ziel zu verfolgen. Alſo nahmen Meiſter und Brüder des Hauſes die Regel und Kleidung der geordneten Auguſtiner Chorherren an, hefteten ein weißes achteckiges Kreuz auf die linke Seite des ſchwarzen Mantels, betrachteten die Kranken und Dürftigen als ihre Gebieter, ſich ſelbſt als Knechte derſelben, und gewannen, dieſem Grundſatze getreu, bald ſolche Achtung, daß Fürſten und Ritter des Morgen- und Abendlandes durch Gaben und Vermächtniſſe Reichthum brachten, Pabſt Paſchalis II. aber das Vorrecht gewährte (1113), ſich nach dem Tode Gerhards ohne die Dazwiſchenkunft geiſtlicher oder weltlicher Behörden einen Meiſter zu wählen, keinen Zehnten an den Patriarchen von Jeruſalem zu entrichten und im ungeſchmälerten Beſitz der jetzigen wie künftigen Schenkungen zu verbleiben. Schon traten einzelne Ritter, dem Waffenwerke entſagend, der mildthätigen, immerdar auf Kranken-

und Armenpflege gerichteten Brüderſchaft bei, welche von ihrem zweiten Meiſter, Raimund Dupuy, eine feſtere Grundlage geſellſchaftlicher Ordnung empfing (1118—1150). Das aufzunehmende Mitglied nämlich ſollte von chriſtlichen Eltern abſtammen, ehelich geboren, nicht in einem andern Orden, nicht leibeigen oder verheirathet ſeyn, Keuſchheit, Armuth und Gehorſam gegen die Befehle des Obern eidlich angeloben, kein Bruder koſtbare Kleider, am wenigſten Pelze tragen, Niemand, um Almoſen zu ſammeln oder in anderer pflichtgemäßen Abſicht, allein gehen, ſondern ſtets in Begleitung von einem oder zwei Gefährten, welche auch ihr Licht ſelbſt mitbringen und überall, wo ſie übernachteten, anzünden müßten, damit nicht in der Finſterniß der böſe Feind Lebensgefahr bereitete. Der Unzüchtige ſollte durch öffentliche Kirchenbuße, Ruthenſtreiche und Verſtoßung aus der Brüderſchaft geſtraft werden; der Hehler von Geld oder Geldeswerth in Gegenwart aller Hausgenoſſen die verbotene Sache am Halſe tragen, Geißelhiebe empfangen und 40 Tage lang, jeden Mittwoch und Freitag bei Waſſer und Brod, Buße thun; der Geiſtliche nur in weißen Kleidern die Geſchäfte ſeines ehrwürdigen Amtes verrichten, überhaupt Jedermann die ſtrengſte Sittlichkeit beobachten. Nicht zufrieden mit dieſen allgemeinen Vorſchriften, verpflichtete der feurige Geſetzgeber, welcher gleichſam eine beſtändige Kreuzfahrt neben der Mildthätigkeit unterhalten, ſchlagen und heilen wollte, die Ritter der Brüderſchaft zum Kampf mit den Ungläubigen; denn dieſe beunruhigten bei dem geringen Umfang des Königreichs Jeruſalem unaufhörlich von den benachbarten Bergen und Schlöſſern aus das offene Blachfeld, hieben die Männer nieder, ſchleppten Frauen und Kinder in Knechtſchaft und unterbrachen die Verbindung zwiſchen der heiligen Stadt und den entferntern Plätzen des chriſtlichen Gebiets. Daher fand der Gedanke, Menſchenliebe und Männerkraft in einem bisher unbekannten Mönchsritterthum auszuprägen, den ungetheilten Beifall

der weltlichen und prieſterlichen Macht; ſo zahlreich trat der Adel in einen Orden, welcher die Bahn kriegeriſchen Ruhmes und ſtiller Demuth gleichzeitig eröffnete, daß man ſich binnen kurzem genöthigt ſah, die Mitglieder nach dem Beruf und Stamm in verſchiedene Reihen zu ſondern. Während nämlich die Ritter als Streiter Chriſti dem Waffenwerk oblagen, oder, heimgekehrt vom Schlachtfeld, Kranke und Arme pflegten, waren die Geiſtlichen als zweiter Stand am Altar und Siechbett beſchäftigt, folgten endlich die ſogenannten dienenden Brüder, welche jedoch nicht in die Ritterſchaft aufgenommen werden durften, bald dem kriegeriſchen, bald dem friedlichen Beruf. Hinſichtlich der Landmark zerfiel der Verein bei wachſendem Umfang an Leuten und Gut nach den Sprachen in ſieben Zungen, Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragonien, Deutſchland und England. Die Verfaſſung war ein gemäßigtes Geſchlechterregiment (Ariſtokratie), indem der Rath, den Großmeiſter an der Spitze, alle Hoheitsrechte übte und namentlich durch Wirthſchaftsbeamte, Lehrer geheißen, die Verwaltung der weitläuftigen, ſpäter in Komthureien und Kommendereien getheilten, Liegenſchaft beſorgte. Selbſt Frauen von reinen Sitten und edler Abkunft durften, wenn ſie die drei Kloſtergelübde abgelegt hatten, als Schweſtern einem Orden beitreten, der zwei Menſchenalter lang ein Spiegel häuslicher und kriegeriſche Tugend blieb und darin glücklich mit den Nebenbuhlern, den Tempelherren, wetteiferte. „Dieſe,“ meldet der heilige Bernhard, „leben im ſtrengſten Gehorſam gegen die Befehle der Regel und des erwählten Großmeiſters, meiden in der Nahrung und Kleidung allen Ueberfluß, gehören ohne Weib und Kind einer mäßigen und fröhlichen Brüderſchaft an, bewohnen ohne Eigenthum ein gemeinſames Haus, haben alle, könnte man ſagen, nur ein Herz und eine Seele, fliehen den Müßiggang, beſchäftigen ſich, wenn ſie nicht ſtreiten, mit Ausbeſſerung der Kleider, Waffen und Anderem,

was Zeit, Ort und gemeine Nothdurft fordern. Bei ihnen herrſcht kein Anſehen der Perſon; nicht der Adeligſte, ſondern der Tüchtigſte gilt. Sie unterſtützen einander nach Kräften, der Bruder trägt des Bruders Laſten; ein unbeſcheidenes Wort, eine ungebührliche Handlung, ein lautes Gelächter, ſelbſt das geringſte Gemurmel, wird auf der Stelle beſtraft. Schach und Würfelſpiel, Jagden und Falkenbeizen, Harlekine und Gaukler, Bänkelſänger und Schauſpieler ſind ihnen ein Greuel. Sie ſcheeren das Haupt, erſcheinen niemals geſchmückt, ſtets mit nachläſſigem Haar, ſtaubichtem, von der Hitze und dem Panzer gebräuntem Angeſicht. Entſtehet Krieg, ſo ſchirmen ſie ſich drin durch Treue und Glauben, draußen durch Eiſen, nicht durch das Gold; flößen bewaffnet, nicht aber geziert, dem Feinde Schrecken ein, ohne die Habſucht zu reizen. Ihnen gefallen ſtarke und ſchnelle, nicht aber buntſcheckige und geſchmückte Streitroſſe; denn gerichtet auf Kampf, nicht auf Prunk, auf Sieg, nicht auf Eitelkeit, wollen ſie vielmehr Furcht denn Bewunderung erregen. In der Schlacht beſonnen, nicht leidenſchaftlich, ordnen ſie ihre Schaaren mit Bedacht und Umſicht, ſtürzen dann, uneingedenk der ſonſtigen Sanftmuth, mit Ungeſtüm auf den Feind, deſſen Zahl oder Wildheit ihnen nie furchtbar iſt; denn ſie hoffen Sieg von der Stärke des Herrn; darum ſind ſchon tauſend vor einem, zehntauſend vor zweien geflohen. So erſcheinen ſie zugleich ſanfter als die Lämmer und grimmiger denn die Löwen, alſo daß ich nicht weiß, ob man ſie Mönche oder Ritter heißen ſoll; jedoch gebühren ihnen wohl beide Namen.“ Solcher Lobſpruch war nicht übertrieben und grundlos; denn der Tempelverein erhob ſich binnen 50 Jahren durch Frömmigkeit, Heldenmuth und Sitteneinfalt von dürftigen Anfängern zu glanzvollem Reichthum und gebietender Macht im Morgen- und Abendlande. — Neun franzöſiſche Ritter nämlich, unter ihnen **Hugo** von Payens und **Gottfried** von St. Omer, ſtifteten, gerührt durch die Gefahren der armen Pilgrime und ent-

flammt von dem Beiſpiel der Johanniter, zur Ehre der ſüßen Mutter Gottes eine Brüderſchaft und verpflichteten ſich neben den gewöhnlichen drei Mönchsgelübden zur Beſchirmung Paläſtinas und zum Kampf mit den Ungläubigen (1119). Gerne trat der damalige König Balduin den Theil ſeines Pallaſtes, welcher neben dem hochberühmten Tempel Salomons lag, als Wohnung dem fortan gleichnamigen Orden der Tempelherren (Templer, templarii) ab, bewilligten Pabſt Honorius II. und die nach Troyes in der Champagne berufene Kirchenverſammlung dem erſten Großmeiſter, Hugo von Payens, eine neue, nach den Satzungen des heiligen Benedikt durch den Abt Bernhard geordnete Regel (1128), welche beſonders das gottesdienſtliche und häusliche Leben ſchärfer beſtimmte, ein weißes Kleid mit rothem Kreuz auf der Bruſt und ein weiß- und ſchwarzes Banner mit der Umſchrift: „nicht uns, Herr, nicht uns, ſondern deinem Namen gib Ruhm!“ zu äußern Abzeichen erwählte; freudig endlich gaben Fürſten und Völker, Prieſter und Weltliche wetteifernd Beiträge zur Beförderung des heilſamen, der geſammten Chriſtenheit nützlichen Unternehmens. So ſtiftete König Heinrich I. von England zu London den Tempelhof (1130), ſchuf der deutſche Kaiſer Lothar aus einem Theil ſeines Stammlandes, der Grafſchaft Supplinburg, eine reiche Komthurei (1130), trat der betagte Graf Raimund von Barcellona und Provence der Brüderſchaft bei, ja, ſetzte ſie und die Johanniter der heldenmüthige König Alfons von Navarra und Aragonien, in 29 Schlachten Sieger über die Mauren, zu Erben ſeiner Reiche ein (1133). Zwar wurde dieſes Vermächtniß, als entgegen dem Natur- und Völkerrecht, nicht vollzogen; aber es zeugte dennoch urkundlich für den hohen Ruf beider Verbindungen, von welchen die ältere des heiligen Johannes bereits um die Mitte des 13. Jahrhunderts 19,000, die jüngere 9000 Morgen Landes in Europa und Aſien beſaß, ungerechnet die beträchtlichen

Einkünfte anderer Art. Der Templerorden, deſſen weitläuftige Markung in Landſchaften (Provinzen), Balleien und Komthureien zerfiel, hatte, ähnlich den Hoſpitälitern, verſchiedene Gattungen von Mitgliedern; obenan ſtanden, im verſammelten Kapitel jedesmal feierlich aufgenommen, die Ritter, oft mehr als 300 an der Zahl; ihnen folgten die Prieſter und Kapläne, welche in den herrlich ausgeſchmückten Kirchen und Kapellen den Gottesdienſt mit beſonderer Pracht und Salbung verrichteten; dieſen die dienenden Brüder, theils Waffenträger (Brüder Wappner, frères servans d'armes), theils Handwerker (Brüder Handwerker, frères servans des metiers), wie Schmiede, Bäcker, Maurer u. ſ. w. Das Kriegsgeſetz war ſtrenge; Niemand durfte vor drei Feinden fliehen, oder tollkühn angreifen; der Gefangene galt für ausgeſtoßen, man kümmerte ſich nicht um ihn. Die höchſte Gewalt ſtand bei dem Großmeiſter und Rath (Convent), in welchem der erſte Komthur, der Marſchall, Seneſchall, Schatzmeiſter, Befehlshaber der Leichtbewaffneten, und andere Beamten Sitz und Stimme hatten. Als Stellvertreter der ganzen Brüderſchaft verſammelte ſich bisweilen in Jeruſalem der große Rath (Generalkapitel).

Conrad und Lothar, beide erwählte Kaiſer. Die Päbſte Innocenz II. und Anaclet.

Nachdem Heinrich V. 1125 ohne männliche Erben geſtorben war, ſo ſtrebten ſeine Neffen, die Herzoge von Schwaben und Franken, nach der Krone. Die Stimmen der meiſten Fürſten waren für Conrad, Herzog von Franken. Aber der Erzbiſchof von Mainz, der durch ſeine Ränke den kleinen Adel auf ſeine Seite zog, ließ den Lothar, Grafen von Supplinburg, erwählen und ausrufen, ſo ſehr ſich auch die meiſten Fürſten dawider ſetzten.

Conrad ging nach Italien und ward zuerſt zu Monza, und darauf zu Mailand gekrönt.

Friedrich, Herzog in Schwaben, war ein Enkel Kaiſer Heinrichs IV. von deſſen Tochter Agnes. Friedrichs Bruder, Conrad, Herzog in Franken, war zur Zeit der Wahlverſammlung noch nicht wieder aus dem gelobten Lande zurück gekommen, wohin er 1124 einen Zug unternahm. Als auf des mainziſchen Erzbiſchofes Albert Anfrage an die Kroncandidaten (dieſe waren außer Friedrich von Schwaben auch noch Leopold von Oeſterreich, der Heinrich IV. Wittwe geheirathet hatte, und der beiden Brüder, Friedrichs und Conrads, Stiefvater war, und Lothar, Graf von Supplinburg und Herzog zu Sachſen), ob ein Jeder ſich allenfalls dem andern unterwerfen wollte und Friedrich ſich entfernte, brachte es Albert von Mainz dahin, daß Lothar erwählt und zu Aachen gekrönt wurde. Es kam bald zu Feindſeligkeiten zwiſchen Lothar und Friedrich. Dem letztern ſtand ſein aus dem gelobten Lande zurückgekommener Bruder, Conrad, bei, der 1127 den königlichen Titel annahm. Pabſt Honorius II. und der größte Theil von Italien waren Conraden entgegen. Lothar behielt auch in Deutſchland die Oberhand, nachdem Heinrich der Stolze, Herzog in Baiern, ſich mit ſeiner Tochter vermählt hatte, der von ſeinem Schwiegervater auch das Herzogthum Sachſen bekam. Der Krieg mit den Herzogen von Schwaben und Franken endigte ſich 1135 mit beider Unterwerfung und Ausſöhnung.

Honorius II. ſaß nach Calixtus auf dem päbſtlichen Stuhle. Lothar gab demſelben durch eine Geſandtſchaft von ſeiner Erwählung Nachricht. Die Päbſte machten ſich Alles ſo gut zu nutze, daß ſie ſeitdem dieſe Höflichkeitsbezeigung in eine unumgängliche Pflicht verwandelten.

Der Krieg brach bald in Italien aus, und Honorius

ermangelte nicht, Lothars Gegenkaiſer mit dem Banne zu belegen. Durch ein noch größeres Uebel, nämlich durch die Spaltung, welche das Ableben des Pabſtes im Jahre **1130** veranlaßte, ward ganz Europa in Feuer geſetzt. Die kleinere Zahl der Cardinäle erwählte in einer heimlich veranſtalteten Verſammlung den Cardinal Gregor, einen ehemaligen Mönch, unter dem Namen Innocenz **II.** zum Pabſte. Die andern Cardinäle verſammelten ſich an dem nämlichen Tage zu der gewöhnlichen Zeit, und erwählten öffentlich Peter von Leon, den Enkel eines getauften Juden, deſſen Familie ihrer Reichthümer wegen in großem Anſehen ſtand. Er war Mönch zu Clugni geweſen. Man gab ihm den Namen Anaclet. **27** Cardinäle, die Suffraganeen der Kirche zu Rom, die Erzprieſter und viele Aebte ſchrieben an den Kaiſer Lothar, daß Anaclet allein canoniſch erwählt, der andere hingegen bloß das Werk von einem halben Dutzend der Simonie ſchuldiger Leute ſey. Der Anführer der Cardinäle, die den Anaclet erwählt hatten, ſchrieb an die Cardinäle von der Partei des Innocenz: „Iſt es erlaubt, daß ihr alſo in einem Winkel, in der Finſterniß, im Verborgenen, ohne unſere Zuziehung einen Pabſt erwählet?“ Die gegenſeitige Partei ſchilderte den Anaclet als einen ſchändlichen Mann, durch den der heilige Stuhl verunehret würde.

Dieſer Streit kündigte blutige Kriege an, und aller Wahrſcheinlichkeit nach mußte der Stärkere ſich auf dem päbſtlichen Stuhle behaupten. Anaclet verſicherte ſich des Beiſtandes der Normänner, die ſich in Italien ſo furchtbar gemacht hatten. Dem Grafen Roger **II.**, Herzog von Apulien und Calabrien, ertheilte er den Titel eines Königs von Sicilien und die Oberherrſchaft über Neapel und Capua, vermittelſt der Huldigung und des gewöhnlichen Tributes. Honorius hatte dieſen Prinzen, weil ſich derſelbe ohne ſeine Erlaubniß zu immer größerer Macht emporſchwang, mit dem Banne belegt. Das Betragen der Päbſte gegen die Nor-

männer und der Normänner gegen die Päbſte hing immer von den Umſtänden ab.

Innocenz hatte einen Mann auf ſeiner Seite, der fähig war, ihn zum Sieger über alle ſeine Feinde zu erheben. Wir reden von dem berühmten heiligen Bernhard, Abt zu Clairvaux, einem burgundiſchen Mönche, von dem damals neu errichteten Ciſtercienſer Orden; einem feurigen Geiſte, voll Eifers, voll Strenge und unüberwindlichen Muthes, dem ſein Verſtand, ſeine Beredſamkeit, ſeine Tugend und der Ruf ſeiner Heiligkeit die Gemüther dergeſtalt unterwarfen, daß er die wichtigſten Angelegenheiten entſcheiden durfte, das Orakel der Völker, und gewiſſermaßen der Gebieter der Biſchöfe, der Päbſte und der Könige ward. Dieſer außerordentliche Mann, ausgezeichnet durch ſeine Talente, angeregt vom Eifer für Alles, was ſeiner Meinung nach die Vorurtheile der Religion betraf; aber auch ganz von Kloſtervorurtheilen eingenommen, weil ſich alle ſeine Anſtrengung auf Maximen ſeines Standes bezog, ſetzte Europa in jede Bewegung, die ſeinen Meinungen und ſeinen frommen Abſichten entſprach. Bei aller Hochachtung, die man ſeiner Heiligkeit ſchuldig war, hätte man nicht gegen ſeine Fehler blind ſeyn ſollen, die ihm theils als Fehler ſeines Jahrhunderts, theils als Naturfehler eigen waren.

In Frankreich war man zweifelhaft, für welchen von den beiden Päbſten man ſich zu erklären hätte. Ludwig der Dicke, der dem Anaclet geneigt war, berief zur Entſcheidung dieſer Angelegenheit eine Kirchenverſammlung. Die Kirchenverſammlung ließ es auf den Ausſpruch des heiligen Bernhards ankommen; und dieſer erklärte ſich für Innocenz, der dann ſogleich mit lautem Zurufe als Pabſt erkannt ward. Gerhard von Angouleme, des Honorius Legat, der dieſe ſeine Würde beizubehalten hoffte, hatte den Anaclet als einen unrechtmäßigen Beſitzer der päbſtlichen Gewalt und als einen ausſchweifenden Mann beſchrieben. Der

heilige Mönch hatte es ohne Zweifel geglaubt. Aber Gerhard widerſprach gar bald ſeinen eigenen Zeugniſſe; denn da er die Legatenwürde, nach der er ſtrebte, nicht erhalten hatte, ſo erklärte er ſich für Anaclet, und erregte eine Spaltung in dem Königreiche.

Innocenz war, da man ihn aus Rom vertrieben hatte, nach Piſa geflüchtet. Er wandte ſich eilends nach Frankreich, ward daſelbſt mit der größten Ehrfurcht aufgenommen, und fand Schätze in der Freigebigkeit der Nation. Der König von England war wider ihn eingenommen, weil er die Rechtmäßigkeit ſeiner Wahl für ſehr zweifelhaft hielt. Bernhard eilte, ſeinen Gewiſſenszweifel zu zerſtreuen. „Was fürchteſt du?“ ſagte er zu Heinrich, „büße nur für deine andere Sünden; dieſe nehme ich über mich.“ Heinrich wankte nicht mehr, und leiſtete Innocenz II., was er dem Pabſte ſchuldig war.

Lothar hielt ſich zu Lüttich auf. Innocenz kam dahin, der Kaiſer empfing und begleitete ihn mit tiefer Ehrfurcht, hielt den Zügel des Pferdes und übernahm die Verrichtung eines Stallmeiſters; er bediente ſich aber auch dieſer Gelegenheit, um das Inveſtiturrecht wieder zu verlangen. Der Pabſt befand ſich daher in der äußerſten Verlegenheit; aber Bernhard, der in ſeinem Gefolge war, beſtritt die Forderung des Kaiſers öffentlich, ſchlug ihn durch ſeine dreiſte Beredſamkeit zu Boden, und nöthigte ihn, ſeiner Forderung zu entſagen. Bernhard ſchien, durch ſeine Herrſchaft und Gewalt über die Gemüther, den Königen Geſetze zu geben.

Seine Briefe, merkwürdige Denkmale in Beziehung auf die damaligen Sitten und Begebenheiten, ſind voll von der Heftigkeit, die ſein Betragen beſeelte. „Das Thier in der Offenbarung, dem gegeben iſt, die Heiligen zu läſtern und zu bekriegen, hat den heiligen Stuhl an ſich geriſſen, gleich einem wüthenden Löwen, bereit, ſeinen Raub zu verſchlingen. Ihr habt ein anderes Thier bei euch, das im Verborgenen ziſcht. Jenes iſt grimmiger, aber

dieſes argliſtiger.“ So drückte er ſich in einem Briefe an Gottfried von Lorron, nachmaligen Erzbiſchof von Bordeaux, aus. Die beiden Thiere waren der Gegenpabſt und deſſen Legat, der Biſchof von Angouleme. Dieſe Anecdoten ſind ſehr wichtig, um ſich von dem Geiſte der damaligen Zeit, ſo wie er ſich in den herrſchenden Tugenden und Laſtern abbildet, einen Begriff machen zu können.

Lothar hatte zu der Zeit, da der König von Sicilien einen Aufruhr in Apulien dämpfte, mit einer kleinen Armee Innocenz **II.** in den Beſitz von Rom geſetzt. Der Kaiſer hatte von demſelben die kaiſerliche Krone und den Nießbrauch der Domainen der Gräfin Mathilde erhalten, unter der Bedingung, der letztern wegen dem heiligen Stuhle zu huldigen. Zu gleicher Zeit verſchenkte der Pabſt Corſica an die Genueſer, und Sardinien an die Piſaner, mit der Bedingung, die Saracenen von dannen zu vertreiben. Immer ſah man die Päbſte Länder verſchenken, die ihnen nicht zugehörten.

Jedoch Innocenz ward bald genöthigt, aus Rom zu entweichen. Er flüchtete nach Piſa, und hielt daſelbſt eine Kirchenverſammlung, um Anaclet und deſſen Beförderer aufs neue mit dem Banne zu belegen. Der heilige Bernhard war die Seele dieſer Kirchenverſammlung, und der Pabſt hatte ihm noch außerdem die Unterwerfung der Mailänder zu danken, die jetzt ſeine Partei nahmen. Bernhard ſchlug das Erzbisthum zu Mailand und andere Bisthümer aus; er ſpielte unter der Mönchskappe eine viel größere Rolle, als der Pabſt ſelbſt; aber er verachtete die äußerliche Ehre aus Demuth.

Die unglückliche Trennung verurſachte noch viel Blutvergießen. Der König von Sicilien machte Anaclet zum Sieger in Italien. Der Kaiſer rückte mit einer Armee heran, um Innocenz wieder in ſeine vorige Gewalt zu ſetzen. Er nahm dem Könige

von Sicilien Apulien weg, und wollte, nicht ohne Widerſpruch des Pabſtes, der ſich dazu berechtigt hielt, den Grafen Rainolf damit belohnen. Sie verglichen ſich dahin, daß ſie bei dieſer Ceremonie alle beide die Hand an die Fahne von Apulien legten. Eine Empörung in Deutſchland ſetzte Lothars Eroberung Gränzen; und der König Robert nahm ohne Mühe die verlornen Länder wiederum ein. Endlich kündigte der Tod Anaclet's 1138 das nächſt bevorſtehende Aufhören der Spaltung an. Ein neuer Gegenpabſt, Gregor, unterwarf ſich nach zwei Monaten auf Zureden des heiligen Bernhard, der ihn zu Innocenz Füßen führte. Der Heilige freuete ſich des Gedankens, daß der Triumph der Kirche ſein Ruhm und ſeine Krone ſey.

In einer allgemeinen Kirchenverſammlung im Lateran, die im nächſt folgenden Jahre (1139) gehalten ward, bediente ſich Innocenz, nach dem Berichte eines gleichzeitigen Schriftſtellers, in einer Rede folgende Ausdrücke: „Ihr wiſſet, daß Rom die Hauptſtadt der Welt iſt; daß die hohen Aemter der Kirche auf Erlaubniß des Pabſtes als Lehen vertheilt werden; und daß man dieſelben ohne ſeine Erlaubniß nicht rechtmäßig beſitzen kann u. ſ. w.“ Ein Beweis, was die wichtige Angelegenheit der Inveſtituren für eine Richtung nahm. In dem 20. Canon heißt es: „Wir verweigern es den Königen und Fürſten nicht, mit Zuziehung der Biſchöfe Gerechtigkeit zu handhaben.“ Man verbot nicht nur die Turniere, ſondern auch die mörderiſche und verhaßte Kunſt der Armbruſt- und Bogenſchützen, die gegen die Ungläubigen ausgeübt ward. Man hätte eben ſowohl die Kriege der Chriſten unter einander verbieten ſollen.

Der König von Sicilien ward mit dem Banne belegt, weil er ſich nicht anders als unter für ihn vortheilhaften Bedingungen unterwerfen wollte; er griff daher nochmals zu den Waffen, und Innocenz zog ihm perſönlich entgegen. Der Pabſt gerieth in

einen Hinterhalt, und ward gefangen. Roger benutzte die Gelegenheit, und erhielt die Inveſtitur des neuen Königreichs Sicilien unter den nämlichen Bedingungen, wie er ſie von Anaclet erhalten hatte. Nach geſchloſſenem Frieden küßte er dem Pabſte die Füße, bat um Vergebung, und huldigte ihm. Dieſer Fürſt, der als ein Thronräuber mit Bannflüchen belegt war, wurde jetzt in den Augen des römiſchen Hofes ein ehrenvoller und tugendhafter König. Der heilige Bernhard, der ihn ſehr gemißhandelt hatte, ſchrieb ihm nun die zärtlichſten Briefe, und ſchickte ihm eine Colonie ſeiner Mönche zu.

Zu dieſer Zeit ward faſt keine wichtige Angelegenheit behandelt, in welcher nicht die Macht der Kirche gegen die bürgerliche Gewalt kämpfte, oder wenigſtens Religionsvorurtheile nicht die ſtrengſte Triebfeder der Menſchen waren. Welch Glück würde die Religion verbreiten, wenn dieſer mächtige und allgemeine Antrieb, befreit von allen Täuſchungen der Unwiſſenheit, nur diente, um zugleich mit den göttlichen Wahrheiten Gefühl und Liebe für die Tugend einzuflößen. Unglücklicherweiſe waren die damaligen Diener der Religion zum Theile zu ehrſüchtig und zum Theile zu wenig aufgeklärten Geiſtes. Daher beunruhigten ſie die Staaten, oder führten, von Mißverſtändniſſen geleitet, die Völker auf Irrwege.

Dieß war die Urſache eines Ungewitters, das über Frankreich ausbrach. Ludwig VII., mit dem Beinamen der Jüngere, war im Jahre 1137 ſeinem Vater, Ludwig dem Dicken, in der Regierung gefolgt. Er war fromm, gut und lenkſam, aber auch dabei lebhaft, und eiferſüchtig über ſeine Rechte und über ſeine Ehre. Das Capitel zu Bourges hatte einen Erzbiſchof erwählt, der dem Hofe zuwider war. Er befahl, eine neue Wahl anzuſtellen, und ſchloß nur dieſen einzigen davon aus. Dieſer aber, der von Innocenz II. in Schutz genommen wurde, war bald darauf in Rom. Der Pabſt weihete ihn, und ſprach von dem Könige,

als von einem jungen Menſchen, den man belehren und im Zaume halten müſſe; ein einziges Subject von der Wahl auszuſchließen, das, ſagte er, heiße die Wahlfreiheit vernichten. Ludwig verbot, den Erzbiſchof anzunehmen. Sogleich belegte der Pabſt und der Prälat das Königreich mit dem Interdicte. Ein ungerechter und verhaßter Ausſpruch; denn nun hörten alle geiſtliche Verrichtungen auf, Alles flößte Schrecken ein, und reizte zur Schwärmerei. Nichts war geeigneter, ein abergläubiſches Volk wider ſeinen Herrn zu empören.

Theobald, Graf von Champagne, ein ungeſtümer Heuchler, der aus Ehrgeiz ein Freund der Mönche war, und mit dem heiligen Bernhard, der ſich von ſeiner falſchen Tugend blenden ließ, in genauer Verbindung ſtand, erklärte ſich für dieſen Erzbiſchof, und erregte durch Ränke einen Bürgerkrieg. Der Abt von Clairvaux war damals in Rom; als ein Freund des Grafen und als ein Anhänger des römiſchen Hofes, miſchte er ſich in die Sache, und ſchrieb an den König: „Du ſtürzeſt alle Begriffe von Ehre und Weisheit dergeſtalt um, daß keine Regel, noch feſte Grundſätze bei dir übrig bleiben. Deine Ausſchweifungen ſind abſchreckend für mich. Ich fange an, es mich reuen zu laſſen, daß ich deine Jugend zu ſehr geſchont habe. Hätte ich einige Gewalt, ſo würde ich ſie hinfort gänzlich zur Vertheidigung der Wahrheit anwenden.“ Er ſchrieb an die königlichen Miniſter, Joscelin, Biſchof zu Soiſſons, und Suger, Abt zu St. Denis: „Wie unterſteht ihr euch, Geſchäfte von der Art zu führen? Man hat Urſache, das Böſe, das ein junger König thut, ſeinen weit einſichtsvolleren Räthen zuzuſchreiben.“ Ein ſehr ungünſtiges Vorurtheil wider den Heiligen erregt der Umſtand, daß die beiden Miniſter Männer von eben ſo großer Geſchicklichkeit als Rechtſchaffenheit waren, und hätte es ihnen auch daran gefehlt, ſo war doch dieſe ſeine Vorſtellung viel zu ſcharf. Wenn Factionen entſtehen, ſo ſchweift der Eifer gar zu leicht aus.

Man kann es gleichwohl nicht unbemerkt laſſen, das Ludwigs des Jüngern Ungeſtüm gerechte Klagen veranlaßte. Er hatte ſich Vitri's, eines Platzes in der Grafſchaft Champagne, bemächtigt; die Einwohner, welche in eine Kirche flüchteten, wagten es, ſich darin zu vertheidigen. In der Heftigkeit ſeines Zornes über dieſe Halsſtarrigkeit befahl er, die Kirche in Brand zu ſtecken. **1300** Menſchen kamen in den Flammen um. Der König fühlte Gewiſſensbiſſe, machte ſich wegen ſeiner Grauſamkeit die bitterſten Vorwürfe, und überließ ſich ſeinen reuevollen Empfindungen, die ihn ſpäter zu einem Kreuzzuge vermochten.

Zu der nämlichen Zeit, da die päbſtliche Gewalt ſich in den Königreichen ſo mächtig und gebieteriſch bewies, gerieth dieſelbe in dem Mittelpunkte des Pabſtthumes ſehr in Abnahme. Arnold von Brescia, ein ſchwärmeriſcher Mönch, hatte das gemeine Volk wider die weltliche Macht der Religionsdiener aufgebracht. Die Geiſtlichkeit, behauptete er, könne keine Ländereien und Herrſchaften beſitzen, ſondern müſſe von willkürlichen Gaben leben; daher ſollten die Fürſten der Cleriſei ihre Güter entreißen, um dieſelben zum Nutzen des Staates zu verwenden. Der Stolz und die Pracht der Geiſtlichen, und das Elend und die Bedrückung des Volkes gaben dieſen gewaltſamen Reden ein Gewicht. Arnold ward aus Italien vertrieben, ſetzte aber ſeine Predigten in Deutſchland fort. Nichts iſt anſteckender, als eine Schwärmerei, welche die Lieblingsneigung des großen Haufens begünſtigt. Die Cleriſei ward verhaßt; der Geiſt der Freiheit, oder vielmehr der Zügelloſigkeit, erhielt neues Leben, und die Wirkungen deſſelben wurden den Päbſten fühlbar.

Die Römer und die Einwohner von Tivoli haßten ſich ſehr. Innocenz **II.** belegte die Letzteren mit dem Banne, belagerte ſelbſt die Stadt, und bezwang ſie; erlaubte aber ſeinen Truppen nicht, ſie zu ſchleifen. Dies bewog die Römer zu einer Empörung.

Sie ſtellten den Senat wieder her, und erneuerten den Krieg. Innocenz ſtarb vor Gram. Sein Nachfolger, Cöleſtin II., regierte nur fünf Monate. Lucius II., des Letztern Nachfolger, wollte die Senatoren vom Capitol vertreiben und ward geſteinigt.

Eugenius III., der ehemals Mönch zu Clairvaux und ein Schüler des heiligen Bernhard geweſen war, ward von den Römern mit ähnlicher Frechheit begegnet. Arnold von Brescia wiegelte ſie mit ſeinen kühnen Predigten auf. Sie zwangen den Adel, einem ernannten Patricier Gehorſam zu ſchwören. Der Pabſt entfernte ſich endlich aus Rom, durchirrte einige italieniſche Städte, und begab ſich im Jahre 1146 auf den Weg nach Frankreich, dem gewöhnlichen Zufluchtsorte der Päbſte, die ſich nicht mehr zu Rom behaupten konnten. Bernhard, den man (wie er ſelbſt in einem Briefe ſagt) viel mehr, als den Eugenius, als Pabſt betrachtete, hatte ſchon einen Kreuzzug beſchließen laſſen, und ſetzte zu deſſen Ausführung Alles in Bewegung.

Der zweite Kreuzzug.

Schon hatten die Türken Edeſſa erobert, und man war für Jeruſalem beſorgt, als Eugenius III., 50 Jahre nach dem Anfange der Kreuzzüge, Abgeordnete aus dem Orient erhielt, die um einen zweiten Kreuzzug anhielten. Ludwig der Jüngere, der ſich wegen der Ausplünderung der Stadt Vitri in ſeinem Gewiſſen geängſtigt fühlte, ergriff auf den Rath des heiligen Bernhard mit großem Eifer dieſes Mittel, um für jene Sünde zu büßen. In einer Reichsverſammlung zu Vezelai in Burgund beſtiegen der König und der Abt ein Gerüſt, und hielten Ermunterungsreden zum heiligen Kriege wider die Götzendiener; denn aus Unwiſſenheit und Vorurtheil ſtellte man die Muſelmänner, Tod-

feinde des Götzendienſtes, als Verehrer deſſelben dar. Ludwig und ſeine Gemahlin, die Königin Eleonora, nahmen das Kreuz. Ein großer Vorrath von Kreuzen, die man mit in die Verſammlung genommen hatte, reichte nicht zu für den Haufen derjenigen, welche ſie verlangten. Bernhard zerſchnitt einen Theil ſeiner Kleidung zu Kreuzen, und erlaubte einem Jeden, ſich ſelbſt deren davon zu machen. In einer andern Reichsverſammlung ward er zum Feldherrn des Kreuzzuges ernannt. Er aber war zu klug, um dieſe Ehre anzunehmen, begnügte ſich vielmehr mit Predigen, und nachdem er das ganze Königreich erſchüttert hatte, eilte er nach Deutſchland, um auch da ſeinem Eifer freien Lauf zu laſſen.

Die Geſchichtſchreiber machen von ihm eine ſonderbare Schilderung, wie er durch die Städte lief, allenthalben, ob er ſchon die Sprache des Landes nicht kannte, aufmerkſame Zuhörer fand, und eine Menge Wunder verrichtete, die noch beredter waren, als ſein Vortrag. Das Wunder aller Wunder war, ſeiner Behauptung nach, Conrad **III.**, den erſten Kaiſer aus dem Hauſe Schwaben, *) der zur Annehmung des Kreuzes wenig Neigung hatte, dazu zu bereden. In einer Privataudienz machte Bernhard eine ſehr lebhafte Vorſtellung von den Vortheilen einer ſo leichten, ſo kurzen und ſo rühmlichen Sündenbüßung, ohne eine andere Antwort zu erhalten, als daß der Kaiſer ſolches in ſeiner Rathsverſammlung in Ueberlegung nehmen wolle, und daß Bernhard von dem gefaßten Entſchluſſe des folgenden Tages Nachricht erhalten ſollte. Voll Ungeduld, ſeine Eroberung zu vollenden, predigte er an demſelben Tage mit ſolchem Feuer, daß der Kaiſer auf der Stelle das Kreuz nahm. Der fromme Mönch übte allenthalben über die

*) Er folgte dem ſächſiſchen Lothar 1137. Weil er zu Rom nicht gekrönt war, hat er ſich nur Rex Romanorum genannt.

Gemüther eine Macht aus, wovon man bis jetzt kein Beiſpiel gehabt hatte; aber der Erfolg entſprach ſeinen Hoffnungen und Wünſchen keineswegs. Jede der beiden Armeen ſoll aus 70,000 Edlen beſtanden haben. Das war der ſchwer bewaffnete Adel, der von der leichten Reuterei, die weit zahlreicher war, begleitet ward. Ein ſolcher Edle hatte viele Reuter in ſeinem Gefolge. Das Fußvolk war unzählbar. Zwei ſolche Kriegsheere, mit einander vereinigt, würden, von Eintracht geleitet, und mit Klugheit angeführt, ohne Zweifel große Dinge ausgeführt haben; aber ſchimpflicherweiſe fanden ſie ihren Untergang. Eine Art von Wahnſinn ſchien die Fürſten in den Abgrund zu ſtürzen.

Der Kaiſer Conrad trat den Zug zuerſt an. Er war ein Schwager von Emanuel Comnenus, der das orientaliſche Kaiſerthum beherrſchte. Indeſſen hegten die Griechen eben dieſelben Beſorgniſſe, wie zu den Zeiten des Alexius, entweder weil die neuen Kreuzbrüder ähnliche Gewaltthätigkeiten begingen, oder weil die Erinnerung an das Vergangene für die Zukunft fürchten ließ. Als Ludwig der Jüngere nachmals ankam, that ein franzöſiſcher Biſchof den Vorſchlag, man ſollte Conſtantinopel angreifen; und in der That verabſcheuten die Lateiner die ſchismatiſchen Griechen eben ſo ſehr, als die Mahomedaner, die ſie für Götzendiener hielten. Wenn Emanuel Comnenus, wie man ihn beſchuldigt, an ihnen zum Verräther ward; wenn er ihnen falſche Wegweiſer gab, und ihren Untergang befördern half: ſo kann man wenigſtens nicht behaupten, daß dieſer ſonſt großmüthige, edel denkende und ſeiner Siege wegen berühmte Kaiſer ſie ohne Urſache gehaßt habe.

Conrad wagte ſich unüberlegter Weiſe mitten durch Felſen zu tief in Klein-Aſien. Der iconiſche Sultan, der ein beſſerer Feldherr war, zerſtückelte ſeine Armee. Er floh nach Antiochien, ging als Pilgrim nach Jeruſalem, und kam mit wenigen Soldaten nach Europa zurück. Ludwig hatte bei ſeinem Feldzuge daſ-

ſelbe Schickſal. Er ward von den Türken geſchlagen, flüchtete nach Antiochien, ging als Pilgrim nach Jeruſalem, und brachte nach Frankreich nur zweierlei zurück: das Glück, das heilige Grab beſucht zu haben; und die Kränkung, daß er ſich von ſeiner Gemahlin, die ihn auf ſeinem Zuge begleitete, verunehrt glaubte.

Beide kamen ohne Ruhm und faſt ohne Gefolge zurück, und ohne daß ihr Unglück Andern zur Warnung gedient hätte. Sie hatten im Jahre 1148 Damascus belagert; die Chriſten in Paläſtina hatten ſie verrathen, und die Feſtung gerettet. Da die Chriſten ſich einander haßten und anfeindeten, und da alle Arten der Laſter ſich zu der Frömmigkeit der Kreuzfahrer geſellten, ſo darf man ſich nicht über die unausbleiblichen Unglücksfälle wundern, welche man auszuſtehen hatte. Der Abt Suger, ein kluger franzöſiſcher Miniſter, hatte dieſelben vorausgeſehen, indem er ſich dieſer verderblichen Unternehmung widerſetzte. Der heilige Bernhard hätte ſie vorausſehen können, weil ſie von den Sitten abhingen, und die Erfahrung ſie ankündigte, und er würde ſich ſelbſt bittere Vorwürfe erſpart haben. Er glaubte ſich dadurch zu entſchuldigen, indem er alle Schuld auf die Laſter der Kreuzfahrer warf.

Während man ſo viele Krieger durch einen Feldzuge verlor, war Frankreich unter der friedlichen Regentſchaft Suger's. Er war fromm, ohne Schwärmerei, hatte eine geſunde Beurtheilungskraft in Hinſicht der Staatsangelegenheiten; und wenn er gleich nicht ganz von Vorurtheilen frei war, ſo hegte er doch keins, das nicht der Vernunft nachgab. Bernhard, deſſen lebhafter und raſtloſer Eifer manches Mal wegen ungegründeter Vermuthungen aufbrauſ'te (wie in den Streitigkeiten mit Abälard, mit Guilbert von Poree, Biſchof von Poitiers, und mit dem ehrwürdigen Abte Peter zu Clugni), hatte auch wider Suger zu einer Zeit, da die Sitten dieſes Abtes ihm zu weltlich ſchienen,

Sturm geblaſen. Suger erwiederte ſolches dadurch, daß er in dem Kloſter zu Saint-Denis eine Sittenverbeſſerung einführte, und in der Beobachtung der Ordensregeln ſich ſelbſt zum Muſter darſtellte. Als Staatsminiſter Ludwigs des Dicken und darauf Ludwigs des Jüngern, verwaltete er alle Geſchäfte als ein ſtaatskundiger Mann; anſtatt daß der Abt von Clairvaux ſie wie ein myſtiſcher oder von Vorurtheilen eingenommener Mönch behandelte. Man mag die Tugend des heiligen Mannes bewundern, aber man darf ſich nicht ſcheuen, zu ſagen, daß ſeine Vorurtheile außerhalb des Kloſters oft ſehr gefährlich wurden.

Heinrich II. (Plantagenet) von England. 1152 — 1174.

Nach Suger's Ableben führte Ludwig einen Entwurf aus, dem jener große Miniſter immer den Rath der Klugheit entgegen geſetzt hatte. Die Königin Eleonora, Erbin von Guienne und Poitou, hatte mit dem Fürſten von Antiochien und mit einem jungen Türken einen verdächtigen Umgang unterhalten. Sie konnte ihren Gemahl nicht ausſtehen, der, wie ſie ſagte, mehr ein Mönch als ein König war. Der König haßte ſeine Gemahlin noch weit mehr, deren Liebeshändel ſein Herz vergifteten. Er verſtieß ſie endlich unter dem gewöhnlichen Vorwande zu naher Verwandtſchaft. Sie vermählte ſich bald darauf mit Heinrich Plantagenet, Herzog von der Normandie, der von ſeinem Vater Anjou und Maine geerbt hatte, und dem ſie als einen Brautſchatz zwei große Provinzen zubrachte, deren jetzt die Krone durch dieſe Eheſcheidung beraubt wurde. Die Thronbeſteigung in England brachte Heinrichs Glück aufs höchſte. Wie er dazu gelangte, verdient näher erzählt zu werden.

Seine Mutter Mathildis, Wittwe des Kaiſers Heinrich V.,

in der zweiten Ehe vermählt mit dem Grafen von Anjou, Gottfried Plantagenet, von der am Hute getragenen Pflanze Plantago, daher der Name der plantagenetiſchen Könige von England, war die einzige Tochter, und folglich Erbin Heinrichs I., Königs in England, der im Jahre 1135 ſtarb. Stephan, Graf von Boulogne, von mütterlicher Seite ein Enkel Wilhelms des Eroberers, ließ ſich zum Könige von England krönen; er gewann anfangs den Adel durch gefährliche Begnadigungen, brachte aber nachmals die Geiſtlichkeit auf, indem er ihr ihre Feſtungen zu entreißen ſuchte. Die Geiſtlichkeit erklärte ſich für Mathildis, krönte ſie, und verrieth ſie nachmals wieder. Der junge Heinrich, den ſie bereits zum Herzoge von der Normandie gemacht hatte, betrat den Schauplatz mit ſo vieler Stärke und Muth, daß Stephan (im Jahr 1153) genöthigt ward, auf Koſten ſeines eigenen Sohnes, ihn zu ſeinem Nachfolger in der Regierung zu ernennen. Im folgenden Jahre ſtarb Stephan; das plantagenetiſche Haus nahm Beſitz vom Throne und bildete eine Macht, die um ſo viel beträchtlicher war, da Heinrich II. mit dem Beſitze großer Staaten große Eigenſchaften verknüpfte. Als Herr von der Normandie, von Anjou, Maine, Touraine, Poitou, Saintonge, Guienne, Perigord, Angoumois, Limouſin, und nachmals auch von Bretagne (vermittelſt der Vermählung eines ſeiner Söhne mit der Erbin dieſes Herzogthums), hatte er Macht genug, um den König in Frankreich, ſeinen ohnmächtigen Lehensherren, zittern zu machen.

Schon genoß England die Vortheile einer weiſen Regierung; die Geſetze waren daſelbſt in Kraft, und die Laſter verdrängt. Verſchwunden waren jene Feſtungen, die durch Stephans Nachſicht einer Menge kleiner Tyrannen zum Aufenthalte dienten; verſchwunden jene Miethtruppen, die Stephan, ſie zu bezwingen, geworben hatte, und die in der That die Räubereien nur vermehren halfen. Heinrich II. dachte noch auf die Abſtellung eines

andern Mißbrauches, der ausſchweifenden Gewalt der Geiſtlichen; der Freiheit von Strafen, die ihnen, allen bürgerlichen Geſetzen zum Trotze, kraft ihrer Privilegien zugeſtanden war; und der unbegränzten Gerichtsbarkeit, deren ſie ſich faſt über alle vorkommende Rechtsſachen anmaßten, indem ſie dieſelben zu Kirchen- und Gewiſſensſachen machten. Dieſe Unternehmung ward zu einer Klippe, an welcher Heinrichs Ruhm und Ehre ſcheiterte, und zog ihm Widerwärtigkeiten zu, unter denen jeder andere Fürſt hätte erliegen müſſen.

Er betrog ſich ſehr, indem er durch Hülfe des Thomas von Becket, ſeines Kanzlers, ſeine Abſicht am beſten durchſetzen zu können glaubte. Dieſer Thomas war ein Geiſtlicher, der viele Talente und viel Muth beſaß, bis dahin ein geſchmeidiger Hofmann, voll Eifers, prachtliebend, üppig, ein Mann von kriegeriſchem Geiſte, und im Beſitze der Kunſt, ſich in allen Angelegenheiten nach dem Geſchmacke ſeines Herrn zu richten. Der König verlieh ihm das Erzbisthum Canterbury, die höchſte Ehrenſtelle im Reiche, welche vermöge der Rechte des Primats und des erſten Pairs eine Gewalt gab, die damals oft gefährlich wurde, weil ſie faſt unbegränzt war. Bei Veränderung ſeines Standes nahm Becket plötzlich eine ganz veränderte Aufführung an. Man ſah in ihm nur den ſtrengen Biſchof, der ſich dem Hofe entzog, ſich ganz den Bußübungen und guten Werken widmete, ſich den Ruf eines Heiligen, und eben dadurch Anbetung von dem Volke erwarb. Er hatte, als er zu Bologna ſtudirte, die italieniſchen Grundſätze von der kirchlichen Gewalt eingeſogen. Seine veränderte Lebensart kündigte die Abſicht an, dieſe Grundſätze aus allen Kräften zu behaupten.

Der Hauptanlaß dieſes Zwiſtes beweiſ't zur Genüge, daß der König im Grunde nicht unrecht hatte. Ein Prieſter beging einen Meuchelmord; dieſer Prieſter hatte ſich eines zweifachen abſcheulichen Verbrechens ſchuldig gemacht. Er hatte die Tochter

eines Edelmanns geſchändet, und darauf, um der Rache ihres Vaters zu entgehen, dieſen letztern ermordet; Heinrich verlangte, daß dieſer Verbrecher von dem ordentlichen Tribunale ſollte gerichtet und zum Tode verurtheilt werden. Becket widerſetzte ſich, berief ſich auf die Freiheiten der Cleriſei, und behauptete, daß man den Mörder mit keinen andern, als nur mit Kirchenſtrafen, belegen könne. Dieſer Mißbrauch herrſchte ſeit langer Zeit allenthalben. Man durfte nur zur Kirche gehören, um vor der Schärfe der Geſetze geſichert zu ſeyn, und leichte Bußübungen waren hinlänglich zur Ausſöhnung der Verbrechen, die eben darum um ſo viel gräßlicher waren, weil ſie der Religion geweihete Hände befleckten.

Der König ließ darauf in einer Verſammlung der Biſchöfe und Herren zu Clarendon verſchiedene Artikel für ſo viele alte Gewohnheiten Englands für Reichsgeſetze erklären, unter andern: „daß geiſtliche Verbrecher den weltlichen Gerichten ſollten ausgeliefert werden; daß kein unmittelbarer Vaſall der Krone, ohne des Königs Bewilligung, mit dem Banne zu belegen wäre; daß man nicht an den Pabſt appelliren, noch ohne Erlaubniß aus dem Reiche gehen dürfe.“ Der Primas ſelbſt verſprach, ſo wie alle andere anweſende Biſchöfe, dieſen Anordnungen ohne Ausnahme Gehorſam. Aber der Ausſpruch des Pabſtes Alexander **III.** brachte Becket gar bald auf andere Gedanken, oder befeſtigte ihn vielmehr in ſeiner ehemaligen Denkart.

Dieſer Pabſt, der von ſeinem Gegenpabſte Victor im Jahre **1159** aus Rom vertrieben ward, hatte, wie gewöhnlich, ſeine Zuflucht nach Frankreich genommen. Ludwig der Jüngere und Heinrich **II.** waren ihm entgegen gegangen, hatten ihn zu Fuße empfangen, und beiderſeits die Zügel ſeines Pferdes gehalten. Wenn die Päbſte verlangten, daß die Könige ihnen Stallmeiſterdienſte leiſten ſollten, ſo hatten ſie noch viel mehr Urſache, ſolche

königliche Anordnungen, die ſie der Kirche für nachtheilig hielten, für nichtig zu erklären.

So machte es Alexander mit den Verordnungen zu Clarendon. Becket beſtrafte ſich mit neuen Bußübungen für die Sünde, dieſelben unterſchrieben zu haben, und wollte nicht eher ſein Amt vor dem Altare verwalten, bis er von dem Pabſte Abſolution erhalten hätte. Aufgebracht durch dieſe Aufführung, konnte Heinrich ſich nicht mehr halten. Er verfolgte den Primas, nahm ihm ſeine Güter, und verurtheilte ihn zur Landesverweiſung. Becket flüchtete nach Frankreich, weil er des Schutzes eines andächtelnden Königs gewiß war, der bei den Unruhen Englands ſeinen Vortheil fand, und ſich auf die Beſchirmung eines ſtolzen Pabſtes verließ, deſſen Sache er als ſeine eigene vertheidigte. Doch belegte er die Miniſter Heinrichs II. und überhaupt alle Vertheidiger der berüchtigten Verordnungen mit dem Banne.

Die beiden Könige waren faſt beſtändig mit einander im Streite. Ein zwiſchen ihnen geſchloſſener Friede gab Gelegenheit, zur Beilegung dieſer Streitigkeit in Unterhandlung zu treten. Heinrich ſagte zu dem Könige in Frankreich: „Becket beweiſe nur denjenigen Gehorſam, den die heiligſten ſeiner Vorgänger den ſchwächſten unter meinen Vorgängern bewieſen haben, und ich will zufrieden ſeyn.“ Der Primas beſtand aufs hartnäckigſte darauf, nichts nachzugeben, ohne die hinzugefügte Clauſel: „Unbeſchadet der Ehre Gottes und der Freiheit der Kirche.“ Alle Unterhandlungen blieben ohne Wirkung.

Endlich ſchien einige Zeit nachher die Ruhe wieder hergeſtellt zu ſeyn. Man wurde dahin eins, die Streitfrage unerörtert zu laſſen. Aber die Willfährigkeit des Königs machte den Stolz des Erzbiſchofes um nichts geſchmeidiger. Gleich nach ſeiner Rückkunft ins Königreich belegte Becket den Erzbiſchof zu York mit dem Banne, weil derſelbe in ſeiner Abweſenheit Heinrichs älteſten

Sohn und Mitregenten gekrönt hatte. Dieſes gewaltſame Betragen entriß dem Könige in der Hitze des Zornes die Worte, die er nur zu ſehr zu bereuen Urſache hatte: „Wird denn keiner meiner Diener mich an einem undankbaren Prieſter rächen, der mein ganzes Königreich in Verwirrung ſetzt?“ Er gedachte nicht an die Folgen dieſes Ausſpruches, der ſo ſehr vermögend war, ſeine Getreuen zu einer Gewaltthätigkeit zu verleiten. Die Wirkung davon war eben ſo ſchnell als abſcheulich. Vier Edelleute ermordeten Becket in ſeiner Kirche.

Hätte Heinrich nicht die Klugheit gehabt, ſich dem Urtheilsſpruche des Pabſtes zu unterwerfen, und denſelben dadurch zu beſänftigen; wäre die Schwärmerei durch Bannflüche in Gährung geſetzt worden, ſo würde die Krone um ſo mehr in Gefahr gekommen ſeyn, weil der heilige Thomas von Canterbury die Großen und das Volk zu ſeinem Grabe zog. Heinrich ſchwur, daß er an dem Morde keine Schuld habe; er verſprach die neuen Gebräuche, die den Freiheiten der Kirche zuwider waren, nicht in Ausübung bringen zu laſſen; die Appellation an den heiligen Stuhl nicht zu verhindern, und ſich nur von denen, die aus dem Reiche gehen würden, hinreichende Sicherheit geben zu laſſen. Um jeden widrigen Eindruck auszulöſchen, ging er im Jahre **1173** barfuß nach dem Grabe des Heiligen, und empfing Ruthenſtreiche von allen Mönchen der Abtei. Es war viel, daß er ſich um dieſen Preis aus dem Handel zog. In der That hielt er auf die Beobachtung der beſtrittenen Verordnungen, als auf alte Gebräuche des Königreiches. Durch die Sicherheit, die er verlangte, konnte er die Appellationen faſt unmöglich machen, und indem er alſo dem Zorne des Pabſtes auswich, zerſtreute er auch die gefährlichen Vorurtheile ſeiner Unterthanen.

Kraft einer Bulle Adrians **IV.**, Vorgängers Alexanders **III.**, hatte dieſer geſchickte und ehrgeizige Monarch Irland erobert. Jetzt hatte er Wilhelm, König von Schottland, gezwungen,

ſich für ſeinen Vaſallen zu erklären. Aber ob er gleich ein guter Vater war, konnte er doch nicht drei undankbare Söhne, die immer zur Empörung geneigt waren, in dem ſchuldigen Gehorſame erhalten. Heinrich II. häusliche Kränkungen waren vornehmlich ein Werk ſeiner bereits oft gedachten Gemahlin. Eleonora Roſamunde Elliford, das ſchönſte Frauenzimmer in England, war die vornehmſte unter Heinrichs Beiſchläferinnen, und erregte die wüthendſte Eiferſucht der Königin, die doch durch ihre eigenen Liebeshändel, da ſie noch Ludwigs Gemahlin war, kein geringes Aufſehen gemacht hatte. Sie entdeckte den verborgenen Aufenthalt der Roſamunde, hielt derſelben einen Dolch vor die Bruſt, und zwang ſie, einen Gifttrank zu nehmen. Nicht mit dieſer Rache zufrieden, wiegelte ſie auch die Söhne Heinrichs wider ihren Vater auf. Ludwig der Jüngere hatte ſich im Jahre **1173** für ſie erklärt. Heinrich hatte eine Armee von Straßenräubern geworben, die man Brabanzonen, Rubtarier und Cotteraux nannte, und die ihren Dienſt Jedem verkauften, der ſie zu bezahlen Luſt hatte, und er hatte die drei Prinzen zur Unterwürfigkeit gezwungen. Nach dem Tode Ludwigs empörten ſie ſich aufs neue, und wurden dabei von dem neuen Könige in Frankreich, Philipp Auguſt, aus Staatsklugheit begünſtigt. Heinrich II. ſtarb aus Gram, nachdem er die Demüthigung erlebt hatte, ſo wie es der König von Frankreich vorſchrieb, zum Vortheile des rebelliſchen Richards, ſeines älteſten Sohnes und Thronfolgers, einen Vergleich zu ſchließen. Die vornehmſten Bedingungen dieſes Friedens, die freilich für einen König von Heinrichs Charakter ſehr kränkend ſeyn mußten, waren dieſe: Richard ſollte bei ſeines Vaters Lebzeiten zum Könige in England gekrönt werden; Heinrich ſollte dem Könige in Frankreich zum Erſatze der Kriegskoſten **20,000** Mark erlegen; und alle ſeine Lehensleute, die ſich der Sache Richards angenommen hatten, ſollten unge-

ſtraft bleiben. — Heinrichs Unwille ſtieg am höchſten, da er ſich das Verzeichniß der zu begnadigenden Freiherren geben ließ, und unter der Zahl dieſer Aufrührer ſeinen innigſt geliebten Sohn Johann, mit dem Beinamen ohne Land, antraf. Er brach in Ausdrücke der größten Verzweiflung aus, verwünſchte den Tag ſeiner Geburt, verfluchte ſeine undankbaren Kinder, und fiel in ein auszehrendes Fieber, das gar bald ſeine Tage verkürzte.

Der Entwurf zu einem neuen Kreuzzuge ſetzte Europa in Bewegung. Wir werden bald bemerken, wie Philipp Auguſt, Richard und der Kaiſer Friedrich Barbaroſſa in dieſe Unternehmung verwickelt wurden. Der Letztere hatte in Italien große Streitigkeiten.

Friedrich I., Barbaroſſa (1152—1189).

König Conrad, welcher, von dem unglücklichen Kreuzzuge heimgekehrt, die letzten Lebensjahre auf Deutſchlands Beruhigung richtete, empfahl, auch auf dem Sterbebette um das gemeine Weſen beſorgt, den in Bamberg verſammelten Fürſten und Herren ſeinen Neffen, den Herzog Friedrich III. von Schwaben, zur Nachfolge im Reich (15. Hornung 1152); denn er habe im Morgen- und Abendlande Zeugniſſe des Heldenmuths, der Klugheit und Vaterlandsliebe gegeben, ſey überdieß, den Welfen und Waiblingern verwandt, ſchon durch die Abſtammung berufen, den vieljährigen Parteiſtreit gründlich zu ſchlichten und ein Hort des Friedens zu werden. Eingedenk ſolcher Mahnung, welche beſonders der Abt Wibald von Korvey wider etliche Gegner der Hohenſtaufen ſiegreich vertheidigte, erkor der Wahltag in Frankfurt am Main mit großer Stimmenmehrheit den damals 31jährigen Herzog zum König der Deutſchen (5. März), und führte ihn darnach nach Aachen, wo

unter lautem Jubel des Volks der Erzbiſchof Arnold von Cöln die feierliche Krönung vollzog (9. März). Mit dieſem Kaiſer Friedrich I., gewöhnlich der Rothbart (Barbaroſſa) geheißen, beginnt das Jahrhundert der Hohenſtaufen (1152—1268), die volle Entwicklung aller Grundkräfte des Mittelalters, mögen ſie dem deutſchen oder welſchen Stamm, dem chriſtlichen oder islamitiſchen Glaubensbekenntniß angehören. Ueberall offenbart ſich die eigenthümlichſte und mannigfaltigſte Regſamkeit, welche gleichzeitig nach innen und außen hin wirkt und alle Kreiſe der bürgerlichen Geſellſchaft theils umwandelnd, theils befeſtigend ergreift, Parteien entzündet, Satz und Gegenſatz ſchafft, in der durchgreifenden Geiſtergährung bald den Bau mit ſchon früher geſammelten Stoffen abſchließt, bald den Samen zu ſpätern Erzeugniſſen ausſtreuet, überhaupt werkthätig auftritt. Denn während in der Kirche die weltliche und prieſterliche Macht den zweiten Kampf um Herrſchaft erhebt, eine bisher kaum dem Namen nach bekannte Brüderſchaft chriſtlicher Abſonderer (Sektirer) das geheimnißvolle Dunkel verläßt und öffentlich mit dem römiſch-katholiſchen Glauben um Freiheit der Gewiſſen und Rückkehr zum altgermaniſchen Vernunftchriſtenthum ringt, wird im Staat durch das Wachsthum der Bürgergemeinden allmählig die Wiedergeburt der unterdrückten oder vertilgten Freiſaſſen, Wehrfreien bereitet, dem Lehnadel ein Bürgerſtand, dem Fürſten- und Königthum das Freiſtädtethum (Republikanismus) entgegengeſetzt, und die noch ſchwache Kraft durch nicht ſehr feſte, auf Schutz und Trutz gerichtete Bündniſſe (Einigungen, Eidgenoſſenſchaften) geſtärkt. Alsbald gewinnen in den Gemeinden Handel und Gewerbfleiß einen fortan zunehmenden Aufſchwung; indeß die Burgen der Ritter und die Hofſtätten der Könige bald den Schauplatz der jetzt ausgebildeten Turniere, bald des Wettſtreits der ſchönen Künſte, namentlich des Geſanges, darbieten, finden die ernſten Wiſſenſchaften unter dem Schirm der Kirchen- und Staats-

gewalt in freiwilligen, langſam zu Hochſchulen (Univerſitäten) emporſtrebenden Vereinen Aufnahme und Pflege. Bei dem allen dauern endlich die Glaubens- und Eroberungskriege der morgen- und abendländiſchen Völker fort und erhalten die wohlthätige Wechſelwirkung dreier Welttheile, jedoch alſo, daß Europa mit entſchiedener Ueberlegenheit auftritt, und, einen Bezirk Spaniens abgerechnet, die chriſtliche Religion zur vorherrſchenden, auch in den Marken der Slaven, erhebt.

Kein König der Deutſchen erweckte bei dem Beginn ſeiner Herrſchaft ſeit Carl dem Großen durch außerordentliche Eigenſchaften höhere Hoffnungen und Beſorgniſſe als Friedrich I., der Kräftige, mehr langen denn kurzen Leibes, welchen frühzeitige Gewohnheit mit allen Beſchwerden, Gefahren und Waffenkünſten des Kriegs vertraut gemacht hatte; blonden, über einer ſtolz gewölbten, weißen Stirne ſich kräuſelnden Haupthaares, hellblauer, feuriger Augen, röthlichen Bartes über einem ſtarken, jedoch fein gebildeten Kinn, mit ſchneeweißen Zähnen und ſcharf umriſſenen Lippen, männlich feſten Ganges und würdevoller Haltung, — ſo körperlich geartet und ausgezeichnet vor dem herkömmlichen Menſchenſchlag, beſaß der Hohenſtaufe neben einem umfaſſenden, treuen Gedächtniß ſcharfen, kalt berechnenden Verſtand, im Rathſchlagen beſonnene Umſicht, in der Ausführung Raſchheit und eiſerne, durch keine Hinderniſſe geſchwächte Willenskraft, bei natürlicher Beredſamkeit Luſt an wiſſenſchaftlicher Bildung durch Geſchichte, Sprache und Dichtkunſt, in den Sitten altväterliche Einfachheit und Abneigung gegen fremde Ziererei, als König und Kaiſer ein unbändiges Selbſtgefühl, das, oft bis zum ſchreckenloſen Ehrgeiz geſteigert, im Kriege Grauſamkeiten dulden und üben, im Frieden auch den geſetzlichen Widerſtand beeinträchtigter Reichsglieder als Aufruhr verfolgen und ſtrafen konnte. Für die Stärkung der Krongewalt, welche daneben, wo möglich, erblich werden ſollte, wurde daher mit außerordentlicher

Umſicht und Beharrlichkeit gearbeitet, und jedes Mittel, welches nicht geradezu dem verfaſſungsmäßigen Rechtsbrauch widerſprach, ohne Säumniß benutzt. Dafür zeugt am beſten die einfache, nach der Zeitfolge geordnete Ueberſicht der auf ſolches Ziel gerichteten Schritte, welche ſämmtlich einer den andern vorbereiten und ergänzen, alſo daß zuletzt der unlängſt noch ſchwankende Thron, umgeben vom Gerüſt weltlicher und geiſtlicher Stellvertreter, feſter und glänzender daſteht, wie in den Tagen Carls des Großen.

Zuerſt nämlich wurde zu Regensburg zwiſchen den Welfen und Waiblinger Hohenſtaufen dadurch einſtweilen Sühne geſtiftet, daß mit Beiſtimmung des Reichstages Heinrich der Löwe, bisher Herzog von Sachſen, auch Baiern erhielt, der Oheim deſſelben, Welf VI., die Markgrafſchaft Thuscien, das Herzogthum Spoleto, einen Theil Sardiniens und die mathildiſchen Güter gewann, dagegen der Babenberger, Heinrich II., die bisherige Markgrafſchaft Oeſterreich als ein von Baiern unabhängiges, mit mannigfaltigen Vorrechten ausgeſtattetes Herzogthum empfing. Denn die Herzoge von Oeſterreich oder des Landes ob der Ens ſollten als des Reiches Herz und Schild ihre Lehen jedes Mal zu Pferde und nur auf ihrem eigenen Grund und Boden von dem Kaiſer erhalten, auf öffentlichen Verſammlungen zur rechten Seite deſſelben ſitzen, das untheilbare, erbliche Herzogthum ſowohl ihren Söhnen als Töchtern übergeben und nach Gutdünken mit Ordnungen verſehen dürfen (1156). Wenn dergeſtalt das neue Fürſtenthum der Babenberger eine faſt unabhängige, der Landeshoheit nahe Stellung bekam, die Welfen aber, vom mittelländiſchen Meere bis an die Oſtſee im Beſitz großer Lehen- und Eigengüter, das ſtändiſche Gleichgewicht, Hauptzweck jener regensburger Uebereinkunft, thatſächlich wiederum aufhoben; ſo ſuchte andererſeits Friedrich die Hausmacht der Hohenſtaufen auf Koſten der herzoglichen zu mehren und das Kaiſerthum als den ſtarken Mittelpunkt der dies- wie jenſeit des Gebirges

gelegenen Reichslande der Erblichkeit entgegen zu führen. Alſo wurde das Herzogthum Schwaben zuerſt dem Neffen, Friedrich von Rotenburg, darnach (1185) dem gleichnamigen Sohn übergeben, die Verwaltung Frankens theils dem Halbbruder und Pfalzgrafen bei Rhein, Conrad, theils dem Bisthum Würzburg abgetreten, Steiermark, um Oeſterreich und Kärnthen zu ſchwächen, von dem letzteren abgelöſ't und zum Herzogthum erhoben (1180), die herzogliche Gewalt in Niederlothringen auf Brabant beſchränkt, Burgund dieſſeit des Jura den Herzogen von Zähringen, Berthold IV. und V. (1152—1218) übertragen, die Grafſchaft Burgund vom herzoglichen Verband gelöſ't und als Freigrafſchaft (franche comté) unter die Aufſicht des vierten Sohnes, Otto, geſtellt, trotz der Zerſtücklung des überjuraniſchen Burgunds, wo neben den erwähnten Gebieten die Grafen von Vienne (Delphinat, Dauphiné), Provence und Savoyen als mächtige Lehenträger beſtanden, die Landeshoheit durch feierliche Krönung in Arles und Vermählung mit Beatrix, der reichen Erbtochter des Grafen Rainold, behauptet, endlich das ſchwäbiſche Stammgut durch Einziehung erledigter Lehen und Kaufverträge mit dem Herzog Welf VI., welcher, kinderlos und lebensluſtig, für geringe Summen ſeine italieniſchen und deutſchen Beſitzungen dem Hohenſtaufen überließ (1168), beträchtlich erweitert, alſo daß jetzt geiſtliche und weltliche Herren kein Bedenken trugen, Heinrich, dem Sohne des gefürchteten Kaiſers, die gewünſchte Nachfolge am Königthum zu beſtätigen (1169). Aber das Alles war nur die Vorbereitung zu einem entſcheidenden Schlage, der die deutſche Krongewalt im ganzen Umfange des Reiches abſchließen und durch den Sturz des Welfenhauſes vielen kleineren Herrſchaften Urſprung geben ſollte.

Es hatte nämlich Heinrich der Löwe, Herzog in Sachſen und Baiern, ein thatkräftiger, umſichtiger und ehrgeiziger Fürſt, durch Waffen und kluge Unterhandlungen die ſlaviſchen Völker, an

den Küſten der Oſtſee und ſüdlicher zwiſchen Elbe und Oder ſeßhaft, nach langen Fehden (**1150—1170**) theils vertilgt, theils zur Annahme der Taufe und Unterthänigkeit genöthigt, in den Landen der Beſiegten viele Deutſche, beſonders Holländer, Flamländer und Sachſen, angeſiedelt, Abteien und Bisthümer, z. B. in Ratzeburg und Mecklenburg, auf dem Boden der Obotriten geſtiftet, ſchnell aufblühende Städte, wie Lübeck am baltiſchen Meere, mit Freiheiten und gemeinnützigen Rechtſamen beſchenkt, Handel und Gewerbe durch unverbrüchlichen Landfrieden und ſtrenge Vollziehung der Geſetze gefördert, kurz, ein deutſch-ſlaviſches Nordreich gegründet, das vom Niederrhein über Weſtphalen, Friesland, Oldenburg, Stade, Dithmarſchen, Braunſchweig-Lüneburg, Thüringen, Altſachſen, die Altmark, Holſtein, Mecklenburg und Pommern bis zur Oſtſee und Oder auslief, im Süden geſtützt auf Baiern, als den Eckpfeiler der dortigen Welfenmacht. Dieſe Größe, kaum verträglich mit den Pflichten des Lehenträgers und den Anſprüchen des Königs, drohete, darin ähnlich der durch den Hohenſtaufen Friedrich erhobenen Krongewalt, die bisherige, lehenadelige Verfaſſung Deutſchlands aus den Fugen zu werfen und die Geſammtheit in zwei Hälften aufzulöſen, von welchen der Süden dem waiblingiſch-hohenſtaufiſchen Erbkönigthum, der Norden dem welfiſchen Erbherzogthum über kurz oder lang folgen mußte. Unverträgliche Beſtrebungen der Art, von Nebenbuhlern gleicher Kraft und Herrſchbegier ausgehend, konnten daher auf die Länge hin nicht friedlich neben einander beſtehen, zumal Heinrich, ſtolz und ſpröde, die ſchuldige Heeresfolge dem Kaiſer theils verweigerte, theils nachläſſig erfüllte, eigenmächtig mit Erb und Eigen als mit Gütern ſeiner Lehensleute ſchaltete, reichsfreie Grafen Dienſtmannen nannte, weltlichen und geiſtlichen Fürſten die herzogliche Belehnung aufnöthigte, in die Rechte und Freiheiten der Stifte und Erzſtifte eingriff, von der hohen Kirche zu Cöln mannichfaltige Dienſt-

barkeit forderte, dem Biſchof von Halberſtadt als Herr gebot, das Erbe des Grafen Otto von Aſſele in ungerechten Anſpruch nahm, in der Lauſitz und Nachbarſchaft Unruhen erweckte, und dadurch die von ihm faſt unabhängigen Markgrafen wider ſich entrüſtete.

Kaum hatte unter ſolchen Verhältniſſen der Kaiſer Friedrich, längſt begierig nach der Demüthigung des Welfenhauſes und erbittert durch die von dem Herzog verweigerte Heeresfolge, Italien, das Land ſeines Mißgeſchicks, nothdürftig beruhigt (1178), als der dem Nebenbuhler drohende Sturm ausbrach. Denn von allen Seiten her erhoben ſich weltliche und geiſtliche Herren klagend wider Heinrich, welcher jedoch aus Stolz und übertriebenem Selbſtvertrauen die ihm in Baiern und Sachſen anberaumten drei Reichstage nicht beſuchte. Da urtheilten die Fürſten unter dem Vorſitz des Kaiſers zuerſt in Magdeburg für Sachſen, darnach in Regensburg für Baiern (1180): „Weil Herzog Heinrich den ihm gebotenen Hof verabſäumt hat und dingflüchtig geworden iſt, ſo ſoll er mit Erb und Lehen zu Sachſen und Baiern in des Reichs Oberacht fallen.“ Darnach wurde das Herzogthum Baiern, obſchon mit verkürzten Gränzen, dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, aus dem uralten Geſchlecht der Herren von Scheiern, übertragen, Sachſen aber dem Grafen von Anhalt, Albrechts von Brandenburg zweitem Sohn, verliehen, jedoch ſo zerſtückelt, daß es faſt nur den ſpäteren, um Wittenberg liegenden Kurkreis und die um Lauenburg an der Elbe fortlaufende Ebene begriff. Denn beträchtliche Striche fielen, wie Engern und Weſtphalen, an die Erzſtifte Cöln, welches überdieß in ſeinem Sprengel die herzogliche Gewalt erhielt, Mainz, Bremen, Magdeburg, die Bisthümer Minden, Paderborn, Verden, indeß ſich auf Koſten des geſtürzten Welfenhauſes auch manche weltliche Herren und Gemeinweſen bereicherten, wie im Norden die Markgrafen von Brandenburg und die Stadt Goslar, im Süden die Grafen von Steiermark und

Andechs, welche letztere fortan Herzoge von Dalmatien und Meran (in Tyrol) hießen, und unabhängig von den baieriſchen, ihnen nun ebenbürtigen Wittelsbachern wurden. Zwei Jahre lang leiſtete Heinrich der Löwe den Widerſtand der Verzweiflung, wich aber endlich, als der Kaiſer die Elbe überſchritt, Lübeck und viele Burgen, ſelbſt das Stammſchloß Braunſchweig, bezwang, der unabweisbaren Nothwendigkeit, huldigte auf Gnade und Ungnade und erſchien perſönlich vor dem Fürſtentage zu Erfurt (**1181**). Dieſer ſprach folgendes Bannurtheil aus: „Mit Vorbehalt ſeines Erbrechts auf Braunſchweig ſoll der Herzog Heinrich künftiges Jahr außer den Marken ſeines Landes leben und binnen drei Jahren deutſchen Boden nicht mehr betreten; ſeine Gemahlin mag jedoch auf den Stammgütern unbeſorgt verweilen.“ Niedergedrückt von dem Gefühl des ehemaligen Glücks und des gegenwärtigen Elends, fiel der Herzog dem Kaiſer zu Füßen, ſchwor die geforderte Urfehde und ſchiffte bald darauf mit den Seinigen als ein Flüchtling nach England, wo der Schwiegervater, König Heinrich, die Trümmer des noch unlängſt blühenden und mächtigen Welfengeſchlechts mit aller Freundlichkeit empfing und beherbergte.

Fortan regierte der Hohenſtaufe Friedrich Deutſchland ohne Nebenbuhler, von den Fürſten des Reichs geehrt und gefürchtet. Aber auch das genügte dem hochſtrebenden Geiſte des Herrſchers nicht; er ſuchte auch jenſeit den Alpen in Italien die Krongewalt bald durch Waffen, bald durch kluge Unterhandlungen zu ſteigern; jenes geſchah in der Lombardei, dieſes in Neapel und Sicilien. Als nämlich hier das normänniſche Königshaus mit Wilhelm **II.** oder dem Guten (**1166—1189**), Enkel Rogers des Andern, zu erlöſchen drohete, ruhete Friedrich nicht eher, bis ſein erſtgeborner Sohn Heinrich mit Conſtantia, der Muhme des Normannen, trotz des kirchlichen Gegenſtrebens vermählt und dergeſtalt zur Nachfolge im süditaliſchen Königreich berufen war (**1186**). Dieſes

Ereigniß brachte der hohenſtaufiſchen Kronmacht volle Entſchädigung für manche Verluſte und Nachtheile, welche inzwiſchen der Kampf mit dem bürgerlichen Freiſtädtethum (Republikanismus) Oberitaliens nach den außerordentlichſten Anſtrengungen und Glückswechſeln herbeigeführt hatte. Das allmählige Wachsthum der Städte, von ſchwachen und bevormundeten Schutzgeſellſchaften an bis zu ſtarken und unabhängigen Gemeinden (Republiken, **republicae, communes**), bietet ſeit dem Anfang des zwölften Jahrhunderts für das ſüdweſtliche, bald auch nordöſtliche Europa eine ununterbrochene Reihe von Unruhen, Fehden und Verträgen dar, welche bei allen örtlichen und zeitlichen Verhältniſſen darin übereinſtimmen, daß ſie die lehenherrliche Vorrechte des Adels und der Geiſtlichkeit zu beugen, den Anſprüchen der oft ſchon erblichen und übermächtigen Krone zu trotzen, mit einem Wort, die Wiedergeburt der altgermaniſchen Freiſaſſen, wenn auch in veränderter Geſtalt, zu bereiten ſuchten. Dieſe Bewegungen, welche, durch feierliche Eide der Theilnehmenden bekräftigt, mit der Sicherung des Eigenthums und der perſönlichen Freiheit beginnen, mit der ſtaatsbürgerlichen Unabhängigkeit der Gemeinden und ihrer Bünden endigen, fanden in Oberitalien deßhalb ihren Mittelpunkt, weil ſich hier das Gedächtniß an die römiſchen Freiſtädte (Municipien) durch manche Ordnungen und Bräuche am lebendigſten behauptet und dem wiederum erwachenden Bürgergeiſte gleichſam den Körper und die Entwicklungsweiſe im voraus zugerüſtet hatte. Folgendes bezeichnet etwa den Gang, welchen die Gemeinden während des 11. und 12. Jahrhunderts bei den romaniſch-germaniſchen Hauptvölkern genommen haben.

In Frankreich, wo ſeit vielen Menſchenaltern der zügelloſeſte Lehendruck galt, gab beſonders unter dem König Ludwig VI. (1108 — 1137) das Bedürfniß der Selbſtbeſchirmung den Anſtoß zu Gemeinheitsvereinen; man gelobte einander Hülfe gegen

Gewaltthätigkeiten und frevelhafte Eingriffe in die Rechte des Lebens und Eigenthums, gewann bald durch Vertrag, bald durch Waffen für die Bürger Steuerfreiheit, und nöthigte den Herrn leibeigener oder höriger Leute, ſich mit einem beſtimmten Jahrzins zu begnügen, und bewirkte, daß kein Glied der Gemeinheit wegen Schulden in Banden gelegt werden konnte. Dieſe Schutzgeſellſchaften, durch glückliche Fehden mit äußern Feinden zu ſtärkerem Selbſtgefühl, durch Handel und Gewerblichkeit zu allgemeinerem Wohlſtande gebracht, übergaben einer bald größern, bald kleinern Anzahl Geſchworner (jurati) oder Schöffen (échevins), welche mit ihrem Meiſter (major, maire) jährlich erwählt wurden, die Hegung der bürgerlichen und untern peinlichen Rechtspflege und die Sorge für das Stadtgut; den Blutbann aber übte der landesherrliche Vogt (praepositus, prévôt), auch Burggraf (castellanus) und Hofrichter (villicus) geheißen. Bisweilen, wenn die Gegenſtände der Rechtspflege und Verwaltung wegen ihrer Vielartigkeit einen erweiterten Geſichtskreis forderten, bildeten die 12 Schöffen der erſten und 12 Geſchwornen der zweiten Reihe vereint den engen Rath, welchem in etlichen größern Städten der weite als höchſte Behörde zur Seite ſtand. Auf den Ruf der Glocke verſammelte ſich die Gemeinde, nicht ſowohl um geſetzgebende Beſchlüſſe zu faſſen, als um die Sprüche der Rathmannen anzuhören. Wenn in Frankreich äußere Noth, befruchtet von dem rührigen, unternehmenden Geiſte der Kreuzfahrten, die erſten Keime des ſtädtiſchen Weſens hervortrieb; ſo gab in England während der letzten Hälfte des 12. Jahrhunderts der genoſſenſchaftliche und freiſinnige Handelsgeiſt dazu den erſten Anſtoß. Längſt nämlich gewohnt, in bedeckten Gängen oder Lauben über Angelegenheiten ihres Berufs zu rathſchlagen, erwarben die Kaufleute größerer Plätze, als Londons, Oxfords, Gloceſters, Yorks u. ſ. w., von der Krone für angemeſſene Geldſummen das Gilderecht (Zunftrecht) und die Befugniß, zwei bis

drei jährlich aus ihrer Mitte erwählten Schöffen (sheriffs, baillifs, stewards), einen Meiſter (major) an der Spitze, die Unterſuchung bürgerlicher Streitigkeiten, und mehrern Aelteſten (aldermen) als verwaltenden Beamten die Sorge für das Gemein- oder Stadtgut zu übertragen. Jedoch mußte der Meiſter, welcher ſich als Abzeichen der richterlichen Gewalt einen bald ſilbernen, bald kupfernen Stab (mace, Scepter) vortragen ließ, die Beſtätigung des Königs empfangen, in deſſen Namen auch der Blutbann gehegt wurde. Aus den Schöffen, Aelteſten und Stellvertretern der einzelnen Stadtviertel ging ſpäter der Gemeinderath hervor, in dem gegenwärtigen Zeitabſchnitt noch unbekannt.

In Spanien hatten die langen Freiheits- und Glaubenskämpfe wider die ritterlichen Araber Bürgerſchaft und Adel in beſtändiger Kraftübung erhalten, beide Stände zu rühmlichem Wetteifer entzündet und einander näher gebracht als irgend wo ſonſt in Europa; bei den Städtern, welche frühzeitig unter mauriſcher Hoheit durch Handel und Gewerblichkeit ziemlich allgemeinen Wohlſtand erwerben konnten, das Gefühl für Waffenehre genährt, bei den Adeligen durch vielſeitige Berührung mit dem bürgerlichen Leben rohen Kaſtenübermuth gehemmt und zur Achtung der ſtädtiſchen Bundesgenoſſen genöthigt, welche, mit den ritterlichen Geſchlechtern vereinigt, theils den Islam, theils die Krongewalt der chriſtlichen Könige zu demüthigen ſuchten. Dieſe Entwickelung nahm beſonders Aragonien; denn ſchon um den Anfang des 12. Jahrhunderts (1118) bekamen die Bürger Saragoſſas, der arabiſchen Herrſchaft ledig, in einem Freibriefe alle Rechte geborner Hidalgos (Ritter), und 18 Jahre ſpäter (1133) rathſchlagten Abgeordnete der aragoniſchen Gemeinden auf dem Reichstage (cortes) mit geiſtlichen und weltlichen Lehenherren über Steuern und Landesordnungen. Fortan richteten die Städte Aragoniens und Cataloniens bei wachſendem Reichthum

ihre Hauptſorge nicht ſowohl auf beſondere Angelegenheiten, als auf Erhaltung der allgemeinen ſtändiſchen Rechtſame und Freiheiten, für deren Schutz die geſetzliche Selbſthülfe gegen den König unter dem Namen der Einigung (Union) geſtiftet und feierlich beſchworen wurde. Dieſen verfaſſungsmäßigen Grundſatz des bewaffneten Aufruhrs, eigenthümliche Frucht der gemeinheitlich-ſtändiſchen Entwickelung Spaniens, beſtätigte ſpäter Alfons der Weiſe durch folgenden Freibrief: „Gewaltherrſchaft iſt vorhanden, wenn der Fürſt nicht am Wohlergehen ſeines Volkes arbeitet, wenn er es durch ſein Betragen feige und furchtſam macht, wenn er Mißtrauen ausſtreut und Armuth verbreitet unter den Reichsſaſſen, wenn er die Wohlhabenden und Gelehrten verfolgt, ſtaatsbürgerliche Verbindungen unterſagt, Reden und Handlungen ausſpäht, wenn er ſeinen Rath und die Bewachung ſeines Leibes Fremden anvertraut. Iſt nun Gewaltherrſchaft wirklich vorhanden, ſo ſind alle Bewohner Spaniens, vom 14. bis zum 60 Jahre, verbunden, die Waffen zu ergreifen für den Sturz des Zwingherrn, und wenn die Männer allein nicht ſtark genug ſind, ſollen ſich auch die Weiber bewaffnen, denn es iſt gerecht, daß Jedermann zum Untergang des Gewaltherrn thätig mitwirkt. Diejenigen, welche dieſem Rufe nicht folgen, werden einen offenbaren Verrath begehen, und in die Strafen verfallen, welche gegen die der verletzten Majeſtät Schuldigen ausgeſprochen ſind.“

Mühſamer und auf den kleinen Wirkungskreis der nächſten, unmittelbaren Bedürfniſſe beſchränkt, entwickelte ſich das Bürgerthum Deutſchlands, deſſen Gemeinden hinſichtlich des Urſprungs theils der Prieſterſchaft, theils der Weltlichkeit angehörten, und ſchon deßhalb eine mannigfaltige, höchſt verſchiedenartige Geſtaltung annehmen mußten. Die Pfaffenſtädte nämlich oder Hofſitze (Reſidenzen) der Erzbiſchöfe und Biſchöfe hatten, wie Cöln, Mainz, Straßburg, Regensburg, Speier und Worms, unter den vielfachen Zeitwechſeln einzelne Trüm-

mer und Gewohnheiten altrömiſcher Municipalfreiheit gerettet, zu Gunſten ihrer geiſtlichen Vorſteher und Herren Ablöſung vom Grafenbann oder ſogenanntes Weichbildrecht gewonnen, und eben darin das Mittel gefunden, ſich ſchneller zu heben, als es unter einem mächtigen Laienfürſten möglich geweſen wäre. Auch biſchöfliche Pfalzen, wie Naumburg, Magdeburg, Paderborn, Münſter, Lüttich u. ſ. w., durch hohe Feſte, von reichen Jünglingen beſuchte Stiftsſchulen und mannigfaltigen Gewerbfleiß belebt, wuchſen allmählig zu anſehnlichen, ummauerten Plätzen empor und bekamen mit ſteigendem Wohlſtand das Selbſtbewußtſeyn genoſſenſchaftlicher Kräfte. Daſſelbe begegnete aus gleichen Urſachen und unter ähnlichen Verhältniſſen den berühmteſten Klöſtern und Abteien, z. B. St. Gallen und Fulda. Auf größere Hinderniſſe trafen die Laienſtädte, welche hinſichtlich des Urſprungs und der Beſtimmung in eine dreifache Reihe zerfallen. Entweder nämlich wurden ſie aus rein kriegeriſchen Zwecken als Lagerplätze und Gränzbollwerke wider die Heiden errichtet (Burgſtädte), oder von einzelnen Fürſten aus allgemeiner Rückſicht auf Schutz und Geſittung geſtiftet (Land- und Fürſtenſtädte), oder endlich von den Königen und Kaiſern der gräflich-herzoglichen Aufſicht entzogen und unter die unmittelbare Hoheit des heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation geſtellt (Königsſtädte, Reichs- und Freiſtädte, civitates regiae, imperiales, liberae). Die Burggemeinden, welche, wie Duderſtadt, Quedlinburg, Meißen, Merſeburg, Nordhauſen, Goslar, meiſtens von den ſächſiſchen Königen als Schirmorte wider Slaven und Magyaren gegründet wurden, blieben deßhalb in der geſellſchaftlichen Entwickelung zurück, weil ſie theils nur freie, für den Gränzkrieg verpflichtete Lehenleute, theils der Mehrzahl nach Leibeigene und Hörige zu Bewohnern hatten, und ſich in allen Bewegungen durch den Willen ihrer Dienſt- und Mundherren gehemmt ſahen; nichts galt als die Sorge für äußere Bedürfniſſe; kein Geiſt der

Freiheit wirkte ſchaffend in den Gewerben und öffentlichen Ordnungen, welche erſt in weit ſpätern Zeiten von dem allgemeinen Aufſchwung des bürgerſchaftlichen Lebens ergriffen und veredelt wurden. Größere Gunſt fanden einzelne, von aufgeklärten und freiſinnigen Fürſten geſtiftete Landſtädte, namentlich Freiburg im Breisgau (1120) durch Herzog Berthold III., Freiburg im burgundiſchen Uechtland durch Berthold IV. (1179), und Bern, ebendaſelbſt, durch Berthold V. (1191) aus dem alten, reichen und verdienten Geſchlecht der Zähringer, auf eignem Grund erbaut und mit gemeinheitlichen Rechten meiſtens nach dem Vorbild Cölns ſo umſichtig bewidmet, daß Zahl, Gewerbfleiß, Wohlſtand und Waffentüchtigkeit der größtentheils freien Bewohner zu einem ſchnellen und feſten Wachsthum gelangen konnten. Mit den beſcheidenen und bürgerlichen Zähringern wetteiferten im Nordoſten Deutſchlands die kühnen und ehrgeizigen Welfen, von welchen beſonders Heinrich der Löwe in Baiern München (1158), in Sachſen Lübeck (1158) ſtiftete, und dadurch dem braunſchweigiſch-lüneburgiſchen Gemeinweſen des 13. Jahrhunderts, als Braunſchweig, Hannover, Göttingen, Eimbeck, Münden, und den gleichzeitig gegründeten Wendenſtädten im Lande Mecklenburg, als Güſtrov, Schwerin, Roſtock, Wismar, und in Pommern, als Stettin und Stralſund, die Bahn bereitete. Daſſelbe thaten für die Mark Brandenburg, mit welcher bald Pommern vereinigt wurde (1181), Albrecht der Bär und ſein Sohn Otto; unter ihrem Schutze, von einſichtsvollen Johanniterrittern, niederrheiniſchen und flandriſchen Anſiedlern geleitet, blühten Viehzucht, Acker- und Gartenbau raſch auf, während Handwerke und Gewerbe in Frankfurt an der Oder, Cöln an der Spree und andern umſchloſſenen Plätzen Gedeihen fanden. Eigenthümlich blieben dabei dem nördlichen Deutſchland die ſogenannten Oberhöfe, an welche in verwickelten Rechtsfällen die Berufungen der Töchtergemeinden gingen, wie z. B. Lübeck die Streitigkeiten

der meiſten Oſtſeeſtädte, von Holſtein bis nach Liefland, ſchlichtete, alſo daß ſpäter an **90** Bürgervereine dem lübeckiſchen Recht folgten. Am kräftigſten entwickelten ſich aber die Königsſtädte, welche, unter den letzten Saliern und erſten Hohenſtaufen von den meiſten grundherrlichen und perſönlichen Abgaben befreit, und aus der herzoglich-gräflichen Gewalt unter die unmittelbare Hoheit des Reichs geſtellt, frühzeitig von ſelbſt gewählten Schöffen, deren Vorſitz bei dem kaiſerlichen Burggrafen ſtand, Recht nahmen, und bald auch für peinliche Sachen (Blutbann), wie andere Bedingniſſe eines bürgerſchaftlichen Gemeinweſens, Unabhängigkeit erwerben konnten.

Die Zuſammenſetzung der ſtädtiſchen Bewohner war zwar nicht überall dieſelbe, umfaßte aber dennoch ſtets zwei Arten, Freie und Unfreie, von denen jene in den biſchöflich-königlichen, dieſe in den Fürſten- und Burgſtädten der Zahl nach das Uebergewicht hatten. Die Freibürger, theils dem ritterbürtigen Lehenadel, theils den Wehrfreien (Allodialfreien) angehörig, lebten entweder vom Krieg oder Wein- und Feldbau, wovon die Zehnten der Geiſtlichkeit anheim fielen, beſaßen allein volle Gemeinheitsrechte, durften mit Habe und Nahrung nach ihrem Willen ſchalten, Vermächtniſſe aufſetzen, nach Gefallen heirathen, obrigkeitliche Aemter verwalten und dem Könige Treue ſchwören nnd huldigen. Die Freigelaſſenen und Leibeigenen (Beiſaſſen, Einwohner), von denen jene nur im dritten Gliede Bürger wurden, oft als Mundmannen um beſtimmte Abgabe und Dienſtleiſtung dem Schutz und der Fürſprache eines Freibürgers folgten, dieſe meiſtens als Handwerker in mehr oder minder drückenden Verhältniſſen für den Herrn arbeiteten, wurden durch harte, bisweilen grauſame Gewohnheiten vom freien Lebensgebrauch abgehalten. Denn ſie durften weder ihren Kindern und Verwandten, noch den Kirchen oder Geiſtlichen die mühſam erworbene Habe durch einen letzten Willen übergeben; das beſte Stück Vieh eignete

ſich die Herrſchaft nach dem Tode des Beiſaſſen zu (Hauptfall, Hauptrecht), oder nahm vom Geräthe, was ihr beliebte (Butteil, Beutetheil). Dieſe und ähnliche Laſten, welche bald den Leib, bald den Boden und Vertrieb der Erzeugniſſe beſchwerten, ſuchten die deutſchen Gemeinden in der erſten Hälfte des 12. Jahrhunderts, größtentheils mit Glück, abzuſchütteln, wie denn überdies die damaligen Kaiſer, namentlich Friedrich I., ſo billigem Begehren ſchon aus Staatsklugheit entgegen kamen. Daher wurden in Speier (1111), Worms (1182) und anderswo jene ſchimpflichen Frohndienſte und Steuern aufgehoben, Zölle und Geleitsgelder (Hanſen) theils herabgeſetzt, theils getilgt oder den Städten überlaſſen, Jahrmärkte und Meſſen bewilligt, den Kaufleuten und Handwerkern für die Schirmung ihres Eigenthums Waffenrechte eingeräumt, manche Gemeinden, wie Lübeck (1182), Augsburg (1180), Nürnberg und Rotenburg an der Tauber dem Reiche zugewandt, vor Allem aber die innern Grundgeſetze, welche freiere Ausdehnung ſuchten, in ihrem naturgemäßen Fortſchreiten nicht gehemmt. Bis gegen das Ende des 11. Jahrhunderts nämlich hatte der kaiſerliche und herrſchaftliche Vogt (advocatus, praefectus), welcher ſein Amt zu Lehen trug, ausſchließlich die oberſte Verwaltung beſorgt, die höchſte Gerichtsbarkeit in peinlichen und bürgerlichen Sachen geübt, alle Einkünfte und Gefälle beaufſichtigt, indeß ſein Unterbeamter, der Burgvogt, das Polizeiweſen leitete und bei etwaigen Fehden die waffenpflichtige Mannſchaft führte, der Schultheiß aber, mit Beiziehung von bald ſieben, bald mehreren Schöffen oder Urtheilsfindern, welche man aus den ältern, ehrbaren Geſchlechtern wählte, nach herkömmlichen Rechten und Gewohnheiten Klagen über Schulden, Kauf, Verkauf und ähnliche Gegenſtände des täglichen Lebensverkehres hörte und entſchied. Dieſe Regierungshoheit ging nun bei wachſendem Reichthum und Selbſtgefühl der biſchöflichen und königlichen Städte mit dem 12. Jahrhundert allmählig auf den 12 bis 24

Glieder ſtarken, frei erkorenen und von etlichen Vorſtehern (Bürgermeiſtern, **magistri civium**) geleiteten Rath (**consules cives**) über; nur der Blutbann blieb gewöhnlich ein herrſchaftliches, an den Vogt gebundenes Vorrecht, welches ſpäter durch Kauf, Vertrag, Gewalt, gleichfalls der Gemeinde erworben wurde.

Während dergeſtalt eine gegliederte und abgeſchloſſene Körperſchaft der Freibürger entſtand, mit den Geſellſchaftsrechten auch die eigenthümliche Mark der Grundbeſitzer wuchs, traten die meiſtens hörigen oder leibeignen Handwerker, dem Beiſpiel der reichern Kaufleute und ritterbürtigen Geſchlechter folgſam, nach den Berufsarten in Innungen (Zünfte) zuſammen und erſtrebten nicht nur perſönliche Freiheit, ſondern auch Theilnahme an den gemeinheitlichen Regierungsrechten. Jenes gelang größtentheils, dieſes aber ſcheiterte einſtweilen ſowohl an dem Stolz und Starrſinn der vornehmen, altbürgerlichen Gilde, als an dem Mißtrauen des Kaiſers Friedrich **I.**, welcher die jüngern Zunftvereine der Handwerker für ſtaatsgefährliche Eingriffe hielt und bei ſchwerer Strafe unterſagte. Allein weder dieſe, noch andere Verbote konnten den erwachenden Einigungstrieb und geſellſchaftlichen Fortſchritt der untern Stände lähmen, alſo daß der König ſich zuletzt damit begnügen mußte, offenbaren Mißbräuchen zu ſteuern, die Sache ſelbſt aber ihrem eignen Schickſal zu überlaſſen. Eben ſo wenig mochte die Aufnahme flüchtiger Knechte und Zinsleute, welche unangeſprochen nach Ablauf von Jahr und Tag vollkommen frei wurden, gehindert werden; vor den Mauern hinter einer ſchwachen Verſchanzung angeſiedelt, empfingen dieſe bald zahlreichen und gewerbthätigen Aus- oder Pfahlbürger anfangs den Schutz, darnach nicht ſelten auch die Rechte der Gemeinde.

Auf welchen Grundgeſetzen dieſe übrigens bei den Deutſchen gewöhnlich ruhte, das erhellet beiſpielweiſe am beſten aus einem Ueberblick der Verfaſſungsurkunde, die der Zähringer Berthold

der auf eigenem Boden geſtifteten Stadt Freiburg gegeben hat (1120). „Wer hier,“ lauten die allgemeinen Rechte, „Jahr und Tag unangeſprochen verharrt, mag ſich fernerhin ſicherer Freiheit erfreuen; vor dieſer Friſt mag der Herr ſeinen Leibeigenen entweder ledig laſſen, oder wieder hinwegführen, falls er durch das Zeugniß von ſieben der nächſten Blutsverwandten die Gültigkeit der Anſprüche beweiſen kann. Wer ein eigenes und nicht verpfändetes Gut, das eine Mark werth iſt, in Freiburg beſitzt, der iſt Bürger, zahlt als ſolcher keinen Zoll, darf ohne Steuern an den Kaſtvogt (advocatus) frei erwerben, was ihm beliebt, über ſein Eigenthum noch beim Leben der Frau verfügen, was er will, nur die Zeugſchaft von zwei Mitbürgern für gültig anerkennen, die der Fremden aber ablehnen, im Kriegsdienſte des Herrn (des Herzogs) nicht über eine Tagreiſe weit ausziehen, für die Wahl des Schultheißen, der 24 Rathmannen, des Waibels (Stadtknechts) und Hirten jährlich ſeine Stimme geben, jedoch alſo, daß die herrſchaftliche Beſtätigung vorbehalten bleibt. Daſſelbe ſoll gelten von dem Leutprieſter, welchen die Gemeinde erkieſet und der Fürſt genehmiget. Wenn die Bürger mit einander hadern, ſo kann man ſie nicht zwingen, eine Klage zu führen; auch darf der Richter (Schultheiß) darüber keine Nachfrage halten. Wer aber ſeine Klage angebracht hat, muß ſie vollführen; wem der Spruch des Raths der Vierundzwanziger mißfällt, mag ſich an die Stadt Cöln als Oberhof wenden. Kein Zweikampf ſoll gehalten werden, denn um Blutvergießen, Raub, Todſchlag. Wird Jemand blutrünſtig geſchlagen, und will klagen, ſo ziehe er die Glocke, auf deren Schall die 24 Richter erſcheinen, die Wunde beſchauen und waſchen. Wer aber zornigen Gemüths einen Andern bei Tage verwundet hat, verliert die Hand, der Todſchläger das Haupt. Geſchieht die Gewaltthätigkeit bei Nacht, oder in der Schenke, es ſey bei Tag oder Nacht, ſo ſoll der Thäter mit Zweikampf, nicht mit Zeugen,

überwunden werden, dieweil die Schenke wegen der Trunkenheit der Nacht gleich geachtet wird. Iſt ein Todſchläger entwichen, ſo ſoll ſein Haus von Grund aus zerſtört werden, und ein ganzes Jahr lang ungebaut bleiben. Alles Maß des Weines, der Frucht, und alles Gewicht des Goldes und Silbers ſoll bei den 24 Rathmannen ſtehen; und nachdem ſie es ausgeglichen (gemeſſen und geächtet) haben, ſoll die Stadt daſſelbe einem von ihnen, welchem ſie will, übergeben; und wer nachher größer oder kleiner Maß und Gewicht hat, womit er kauft oder verkauft, begeht einen Diebſtahl. Ueber Wein, Brod, Fleiſch und Anderes mögen die 24 nach dem gemeinen Nutzen Satzungen machen. Und welche hierauf ſchwören und es etwa nicht halten, die haben ihre Ehre verloren, und ihre Güter werden ausgerufen werden.“

Wie ſtrenge das einfache Grundgeſetz Redlichkeit und weibliche Zucht als altgermaniſche Kerntugenden bewachte, gehet aus folgenden Verordnungen hervor: „Wenn Jemand auf dem Todbette ſeine Kinder einem Andern anvertraut, dieſer aber des Gewinnes willen denſelben ſchadet, und deßhalb von Zeugen überwieſen wird, ſo iſt ſein Leib den Bürgern, ſein Gut dem Herrn verfallen. — Reizt ein Bürger durch Schmähungen die Frau eines Andern, ſo ſoll er zehn Pfund Buße zahlen. — Wenn eines Bürgers Sohn ſeines Mitbürgers Tochter heimlich liebt, ſie beſchläft, und ſolches kundbar wird, ſo ſollen ſie, falls es den Bürgern möglich dünkt, zur Ehe gezwungen werden.“ Dies die Lage der deutſchen, langſam, jedoch feſt aufblühenden Gemeinden.

Nirgends nahm aber das Bürgerthum einen kühnern Aufſchwung als in Italien, denn wenn es bei den Franzoſen, Spaniern, Engländern und Deutſchen ſich mit dem Wiedergewinne etlicher Freiſaſſen begnügte, ohne die Hoheit des jeweiligen Königs, weltlichen oder geiſtlichen Fürſten zu beeinträchtigen, ſtrebten viele Städte der Lombardei eben ſo entſchieden nach Unabhängigkeit des

innern Lebens, als nach gänzlicher Ablöſung des kaiſerlichen Reichsverbandes, oder mit andern Worten nach volksthümlicher (republikaniſcher) Freiheit, welche unaufhörlichen Kampf wider den bevorrechteten Adel und die deutſche Oberherrſchaft erzeugte. Dazu gab Mailand, begünſtigt durch Lage, Zahl, Gewerblichkeit und kriegeriſchen Trotz der Bewohner, den Hauptanſtoß; denn es errang ſchon um die Mitte des **11.** Jahrhunderts (**1077**?) die Wahl eigener Obrigkeiten, jedoch alſo, daß die Reichshoheit und Berufung (Appellation) an den Pfalzgrafen gültig blieben. Nicht lange darauf mußte ein beträchtlicher Theil des umwohnenden, mächtigen Landadels in die Bürgerſchaft eintreten und durch erprobte Waffenfertigkeit den Eroberungsentwürfen der Gemeinde neue Kraft bringen, indeß der Erzbiſchof und die Kirche, bald gezwungen, bald freiwillig, Schlöſſer und Güter dem ſtädtiſchen Weſen einverleibten. Daſſelbe geſchah, obſchon minder raſch und durchgreifend, in andern ummauerten Plätzen der Lombardei; ſelbſt Rom folgte der gemeinheitlichen Bewegung, ſtreifte die unbedingten Hoheitsrechte des Pabſtes ab und errichtete einen Rath (Senat), welcher, **100** Glieder ſtark, mit zwei Meiſtern (Conſuln) an der Spitze, die Regierung beſorgen ſollte; kaum gelang es Eugen **III.**, durch Hülfe der Normannen den Aufruhr zu ſtillen und einen Theil der herrſchaftlichen Gewalt zu retten (**1149**). Daß dieſe fortan in den italieniſchen Gemeinden, namentlich Lombardiens, Menſchenalter lang keine Wurzeln mehr faßte, ſondern dem freiſtädtiſchen (republikaniſchen) Leben überall weichen mußte, iſt hauptſächlich die Folge der eigenthümlichen Art und Weiſe, wie die Bürgerſchaft zuſammen geſetzt und verfaſſungsmäßig geleitet wurde. Den erſten, gleichſam ausſchließlich kriegeriſchen und ehrgeizigen Stoff nämlich bildeten die ritterbürtigen Geſchlechter, welche theils als höherer (Kapitaneen), theils als niederer Adel (Valvaſſoren) bei manichfaltigen Reibungen und Zerwürfniſſen dennoch in entſcheidenden Augenblicken treu

zu einander ſtanden und, begünſtigt durch überlegene Waffenfertigkeit, nach außen hin zu Eroberungszügen trieben, nach innen hin, oft glücklich, die oberſten Aemter bald durch Gewalt, bald durch um Volksgunſt buhlende (demagogiſche) Künſte erſtrebten. Dagegen vereinigten ſich die Niemanden durch Dienſt und Lehen verpflichteten Freiſaſſen (Arimannen, Ehrenmänner), häufig durch Glieder des untern Adels verſtärkt, zum wohlhabenden, gewerbfleißigen, geſeſſenen Mittelſtande, welcher in Mailand als Motta (Geſellſchaft) die Geſammtheit der Handelsherren, Wechsler, Rentner (Kapitaliſten) und Kunſtarbeiter umfaßte. Der letzten und zahlreichſten Bürgerreihe gehörten die Krämer und Handwerker an; theils aus Freiſaſſen, theils aus ehemaligen Leibeigenen gebildet, durch Zünfte und Vorſteher geeinigt, begnügten ſie ſich meiſtens mit dem Wahlrecht, und überließen, obſchon ihnen ſelber das Herkommen Ritterwürde gönnte, die Führung der kriegeriſchen und friedlichen Geſchäfte dem Adel und den vornehmern Gemeinfreien. Die Behörden waren gewöhnlich ſo geordnet, daß alljährlich wechſelnde Rathsmeiſter (Conſuln, **consoli**), bald ſechs oder ſieben, bald zwölf, acht oder vier zu Gericht ſaßen, die verbindlichen Beſchlüſſe und Geſetze vollzogen, die ſtreitbare Mannſchaft verſammelten und befehligten, jährliche Ausſchüſſe der weiſeſten und älteſten Männer des Volks unter dem Namen des geheimen (engen) Raths (**credenza, consilium sapientum**) mit dem gewöhnlich adeligen Conſulat allgemein ſtädtiſche Sachen in vorläufige Erörterung zogen, den Haushalt beaufſichtigten und mit der Fremde unterhandelten, die Hunderte des großen Raths (**consilium majus, speciale**) unter dem Vorſitz der Conſuln Steuern bewilligten und vertheilten, endlich Geſetzvorſchläge machten, welche von der Gemeinde (Parlament, **generale**) als Inbegriff der Geſammtbürgerſchaft, und deßhalb auch zu allen Wahlen berechtigt, entweder angenommen oder verworfen wurden. In der Landwehr dienten alle Bürger vom 18.

bis zum 70. Jahr, nach den Stadtvierteln und Thoren in beſondere Rotten getheilt, jede einen Bannerträger (Gonfalonier) an der Spitze. Adel und reiche Freiſaſſen bildeten die Reuterei; der Kern des ſchwer bewaffneten Fußvolks, welchem Leichtgerüſtete (ribaldi) voranzogen, beſtand aus den mittlern Bürgern und folgte in ſeinen Bewegungen der auf einem Karren aufgeſtellten, von erleſenen Schaaren vertheidigten Stadtfahne (caroccio); kühne und dem Tode geweihte Männer zu Roß und zu Fuß, durch langen Helmbuſch und andere Abzeichen kenntlich, übernahmen nicht ſelten als verlorner Haufe (gialdonieri, d. h. waldana, Brüderſchaft) den Schirm der gefährlichſten Poſten, ſey es für den Angriff oder Rückzug. Die Schlacht eröffnete ein allgemeines, durch Trompeten, Hörner und Pauken verſtärktes Kriegsgeſchrei, Spur des altdeutſchen Kampfliedes; dann folgten Reuterei und Fußvolk dem erſten Anprall der freiwilligen Vorhut (feditori, Stecher, Stürmer), Bogenſchützen und anderer Leichtgerüſteten. Mit Geſchicklichkeit wußte man durch Keulenſchläge und Lanzenſtöße dem geharniſchten Feind das Pferd zu tödten oder zu verwunden, indeß die Stadtfahne, auf der weiten Ebene leicht ſichtbar, den Anordnungen des Feldherrn überſchauliche Einheit geben konnte. Keine Fehde der lombardiſchen Gemeinden begann ohne feierliche Aufkündigung des Friedens, welcher gewöhnlich vom Weinmonat bis zum Frühling dauerte; oft wurde der Gegner aufgefordert, Zeit und Ort des Treffens zu beſtimmen. Gefangene Fußknechte bekamen unter dem Verheißen, ſechs Monate lang nicht zu dienen, unentgeldlich ihre Freiheit wieder, Edle und Hauptleute aber wurden ausgewechſelt und losgekauft. Bei mehrtägigen Fahrten ſchirmten leinene Zelte (tende) und bretterne Hütten wider die Unbilden der Witterung; wo möglich, lagerte man auf verſchanzten Hügeln (motte), nicht aus Furcht, ſondern Vorſicht und um Bürgerblut zu ſchonen.

Die meiſten Städte Italiens waren künſtlich befeſtigt, durch

hohe Mauern und Thürme vertheidigt; Mailand zählte der letzten an **100**, und in Florenz ſtiegen etliche Bollwerke der Art **100** Ellen empor; ſie zu errichten, war ein Vorrecht des erſten Adels und der Gemeinden. Sitten und Lebensart der Lombarden, früher roh und üppig, hatten ſeit der freiern Entfaltung des Bürgerthums im Ganzen eine entſchiedene Liebe zum Ernſt, zur Einfachheit und Strenge angenommen. Die oft prachtvollen Kirchen und Rathhäuſer abgerechnet, waren die Wohnungen, auch der reichſten Städter, meiſtens ſchlicht, ohne Kamine, Brunnen und Söller; am Küchenfeuer, in der Mitte des Hauptſaales angezündet, ſtanden Herrſchaft und Geſinde friedlich neben einander. Dreimal in der Woche ſpeiſ'te man Fleiſch, dagegen täglich viel Gemüſe; die kalten Ueberbleibſel des Mittagsmahls wurden am Abend aufgetragen, wobei ein Diener mit der Kienfackel leuchtete, denn Wachs- und Talgkerzen fehlten damals im Hausgebrauche. Jede Wirthſchaft hatte einen oder zwei Becher, ſelten mit Wein, gewöhnlich mit Waſſer angefüllt und von Hand zu Hand gehend. Mann und Frau aßen aus einer Schüſſel; Vorlegeteller waren unbekannt. In der Kleidung galten nur Nothdurft und Bequemlichkeit, nicht Prunk und Ueberfluß; Männer und Jünglinge trugen des Winters entweder einfache Pelze oder grobe Tuchröcke, im Sommer leinene Kittel; den Kopf ſchmückte über dem leichten Barett eine eiſerne, ſchuppenförmig gearbeitete Pickelhaube; viele gingen auch baarhaupt; die Füße deckten Halbſtiefel. Frauen und Jungfrauen kleideten ſich gewöhnlich in Leinwand und grobes Wolltuch; den aus ſolchem Stoff gefertigten Unterrock (sottana) hielt ein Gürtel zuſammen, über welchen dann der Mantel aus gleichem Zeuge geworfen wurde, bei feſtlichen Gelegenheiten mit Grauwerk und hohem Kragen geziert. Gold, Silber und Edelgeſteine waren überhaupt, ſo wie bei der Tracht außerordentlich ſelten. Schläfe und Kinn der verheiratheten Weiber deckten als Abzeichen breite Binden. Spät,

ſelten vor dem 30ſten Jahre, wurden die Ehen geſchloſſen, nicht nach flüchtiger Leidenſchaft und trüglichen Vermögensrückſichten, ſondern nach reifer Wahl und gegenſeitiger Hochachtung. Die Frau, deren mäßige Mitgift etwa 100 Pfund betragen mochte, gehörte dem Hauſe, der Mann dem öffentlichen Weſen an. Dieſe Scheidung der Wirkungskreiſe und das auf die Kinder übergehende Erbtheil der durch keine Lüſte geſchwächten Geſundheit befeſtigten das Band der Treue und entfernten weichliche oder koſtſpielige Zerſtreuungen. Daher ſah man keine Gelage und wilde Luſtbarkeiten, nur Geſellſchaften der Freunde und Blutsverwandten, keine Prunk- und Kleiderſucht, ſondern Sorge für Kind und Geſinde bei der Frau, für Waffen und Roſſe bei dem Mann, wenn ihm ſeine bürgerlichen Geſchäfte Muße gönnten. Von Gemüthsart war der Lombarde heftig, aufbrauſend und unruhig, im Rath ernſthaft und umſichtig, in der Ausführung der Beſchlüſſe zähe und ſtandhaft, trotz der häufigen Parteien und Familienzwiſte für den Schirm der gemeinheitlichen Freiheit aller Opfer fähig und ſparſamer mit dem Gut als dem Leben.

In der Religion herrſchte zwar Anhänglichkeit an die herkömmlichen Satzungen und Gebote des römiſch-katholiſchen Kirchthums, aber dennoch fanden die Bekenner der neuen, durch Arnold von Brescia ausgebildeten Lichtlehre in manchen Städten Ober- und Mittelitaliens einen fruchtbaren Boden. Die Sitten der höhern Geiſtlichkeit nämlich ſtanden im ſchneidenden Widerſpruch zur bürgerlichen Einfalt und Strenge, die Wohn- und Schlafzimmer der Erzbiſchöfe und Biſchöfe waren geſchmückt mit koſtbaren Teppichen, Vorhängen und Geräthen, die Tafeln beladen mit den ausgeſuchteſten Speiſen und Weinen, die mit Hermelin verbrämten Seiden- und Purpurmäntel funkelten wie die Infuln und Prunkroſſe von Gold, Silber, Perlen und Edelgeſtein. Wider ſolche Hoffart der erſten Kirchendiener, welche mit ihrem Beiſpiel auch

auf die untern zurückwirkten, erhoben ſich viele kräftige Stimmen, und forderten, daß die Prieſter den irdiſchen Gütern entſagten, Schwert und Herrſcherſtab der weltlichen Obrigkeit überließen, ſelber aber nach dem Vorbild der Apoſtel und Blutzeugen mit den Erſtlingen, freiwilligen Opfern und Zehnten der Gläubigen die geringen Bedürfniſſe eines demüthigen, chriſtlichen Wandels beſtritten. Fortan war ſteigende Gährung auch in den Kirchenangelegenheiten, welche ſich bald in die ſtaatsbürgerlichen Zwiſte tief verflochten ſahen.

Den Ernſt dieſes reichen und bewegten Lebens ſuchten mannigfaltige, bisweilen eigenthümliche Spiele und Luſtbarkeiten in gewiſſen Friſten zu erheitern. Falkenjagden, Turniere, Wettrennen zu Roß und zu Fuß ergötzten auf gleiche Weiſe den Ritter wie Gemeinfreien; Gaukler, Taſchenſpieler, Bärenleiter, welchen oft unzüchtige Tänzerinnen voranzogen, gefielen dem roheren Haufen, indeß edlere Sänger auf den Straßen und Märkten vor Leuten aller Stände die Thaten Rolands, Carls des Großen und ſeiner Getreuen (Paladine) prieſen, und Stegreifdichter (improvisatori) mit anſchaulichem Spott die Gebrechen und Thorheiten der Zeit geißelten, oder bei wachſendem Religionshader rechtgläubige und um das Heil der Seelen bekümmerte Prieſter am Oſterfeſt die Ankunft und den Untergang des Entchriſt (Antichriſt) auf der Schaubühne darſtellten.

Ackerbau, Handel und Gewerbe nahmen bei den Lombarden ſeit dem Beginn der ſtädtiſchen Freiheit einen friſchen und hoffnungsvollen Aufſchwung; noch wurden die Zünfte, welche nirgends früher als in Italien erſcheinen, mehr von ſtaatsbürgerlichem Wetteifer, als niedrigem Handwerksneide geleitet, noch Landwirthſchaft und ſitzende Lebensart von manchen Gemeinfreien mit Glück verbunden, alſo daß bei den erſchlaffenden Banden der Gutshörigkeit (Leibeigenſchaft) die Scheidewand zwiſchen den Dörfern und ummauerten Plätzen allmählig ſinken und Bürger den Bauern annä-

hern mußte. Selbſt das anderswo ſtreng beſchauliche Kloſterweſen folgte in Oberitalien bisweilen der vorherrſchenden Betriebſamkeit. So wurden anfangs in Mailand, bald auch in den übrigen Städten der Lombardei die demüthigen Brüder (umiliati) Meiſter in der Bereitung der wollenen Tücher, im Klein- und Großhandel. Dagegen blieben bei dem überwiegenden Streben nach Nützlichkeit und werkthätiger Anwendung des Erlernten die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften in der Kindheit; der früher einfache und ernſte Kirchengeſang entartete in ſpielende und weichliche Ziererei; die weltlichen und heiligen Baudenkmale verkündeten keinen Sinn für großartige und natürliche Oeffentlichkeit; Maler und Bildhauer arbeiteten handwerksmäßig für die Nothdurft, während man in Mailand, Rom, Montecaſſino freigebig die kümmerliche Fertigkeit unterſtützte, mit eingelegten Steinen und Glasſtücken den Fußboden zu ſchmücken (Moſaik). Für die wiſſenſchaftliche Bildung nicht nur Italiens, ſondern auch der Fremde, wurde vorzüglich folgenreich die Wiederaufnahme der römiſchen Geſetze und Rechte, welche namentlich Werner (Irnerius) im erſten Viertheil des 12. Jahrhunderts in Bologna auslegte und von hier nach andern Städten verpflanzte, während zu Salerno im Normannenlande die Arzneikunde nach dem Vorbilde der Araber beträchtliche Fortſchritte machte.

Den deutſchen König und Kaiſer ehrten die lombardiſchen Gemeinden bisher als verfaſſungsmäßigen Lehenoberherrn, leiſteten den Huldigungseid, bewilligten für die etwaigen Römerfahrten die herkömmlichen Abgaben zur Beſtreitung der Kriegsbedürfniſſe (foderum), Ausbeſſerung der Wegen und Brücken (paraticum) und Verpflegung des oft zahlreichen Heergefolges (mansionaticum), anerkannten endlich in peinlichen Sachen den Blutbann, in bürgerlichen die oberſtrichterliche Entſcheidung (Appellation) des Pfalzgrafen, als erſten Reichsbeamten. Aber bei wachſendem Selbſtgefühl, Frucht der innern Kräfte, und zunehmender Schwäche des

Kaiſerthums, welchem die deutſchen Wirren und Parteiungen für Italien keine Muße gönnten, betrachteten die meiſten Freiſtädte Oberitaliens ihre Lehenabhängigkeit von der Fremde als Eingriff in die würdige Volksthümlichkeit und verſuchten in einem mehrfach günſtigen Augenblick den deutſchen Reichsverband abzuſtreifen. Jedoch die Mittel widerſprachen dem Zweck; man begehrte äußere Unabhängigkeit auf Koſten der inneren, und erſtrebte Freiheit durch Verknechtung der Mitbürger. An der Spitze dieſes außerordentlichen Unternehmens ſtand Mailand. Lüſtern nach dem Beſitz einer weitläufigen, ſelbſtherrlichen Markung und vorwärts getrieben von kriegeriſchem Ehrgeiz, unterjochte es durch vierjährigen Kampf (**1107 — 1111**) die Lodeſaner, welche, in ſechs offene Flecken vertheilt, alle Unbilden ſchutzloſer Unterthanen dulden mußten, und bereitete nach einer neunjährigen, verheerenden Fehde (**1118 — 1127**) den Bewohnern von Como daſſelbe Loos. Fortan hofften die Unterdrückten auf den Beiſtand des Kaiſers, welchem Mailand offenen Trotz bot, Pavia aber, Novara, Cremona und andere kleinere Gemeinden aus Eiferſucht gegen die mächtige Nachbarſtadt die lehenherrliche Treue bewahrten. Gleichzeitig begehrte Pabſt Hadrian **IV.**, unlängſt auf dem Stuhl des heiligen Peter, Hülfe wider die unruhigen Römer, indeß Wetzel, ein Schüler Arnolds von Brescia und feuriger Anhänger der Volkspartei, in wiederholten Sendſchreiben die Nothwendigkeit zeigte, endlich die weltlichen Hoheitsrechte der übermüthigen Prieſterſchaft zu zerſtören und die Würde des Reichs an der Tiber herzuſtellen. Denn die angebliche Schenkungsurkunde Conſtantins ſey eine Lüge und ketzeriſche Fabel, deren Gehaltloſigkeit Taglöhner und Weiber begreifen könnten; das frei erwählte Oberhaupt der Deutſchen möge ſich daher trennen vom Rath der Pfaffen und Mönche, die entgegen allen evangeliſchen und apoſtoliſchen Ordnungen göttliches und menſchliches Recht verwirrten. Dieſe kühnen Entwürfe und Anſichten der kirchlichen Gegenpartei fanden

auch in Deutſchland Anklang; kein geiſtlicher Bann, erklärten Mitglieder des Ulmer Fürſtentages, habe Gültigkeit, wenn ihn nicht das weltliche Gericht beſtätige. Aber der Hohenſtaufe, entſchloſſen, jenſeit der Alpen die lange ſchlummernde Krongewalt wieder zu erwecken und den Strom der freiſtädtiſchen Unabhängigkeit zu dämmen, lehnte einſtweilen die verführeriſche Bundesgenoſſenſchaft mit den Feinden des römiſch-katholiſchen Prieſterkönigthums ab und richtete ſich vorzugsweiſe auf die Demüthigung der lombardiſch-volksthümlichen (nationellen) Gemeinden, inſonderheit Mailands. Alſo wurde, da die Befehle, Lodis und Comos Mißhandlung einzuſtellen, ſtatt des Gehorſams aufrühreriſchen Hohn fanden, im Lechfeld bei Augsburg um den Anfang des Weinmonats (**1154**) ein beträchtliches Heer verſammelt, über Brixen, Trident, längs den Ufern des Gardaſees gen Roncaglia, an der linken Poſeite zwiſchen Piacenza und Cremona, geführt und hier mit den Gefolgen italieniſcher Lehenträger vereinigt. Darauf büßte Tortona nach hartnäckiger Gegenwehr das mailändiſche Bündniß durch die Zerſtörung ſeiner Mauern und Wohnungen (Hornung **1155**), empfingen Pavia und Rom, wo die lombardiſche und kaiſerliche Krone den König der Deutſchen ſchmückten, die Fremden als Schirmherren und Befreier, indeß Arnold von Brescia den Flammentod der Ketzer ſterben mußte, begleitete Krankheit, Mangel, offene und geheime Feindſchaft des Land- und Stadtvolks das anſehnlich geſchwächte Heer über Spoleto, Bologna, Mantua und Verona bis zum Fuße der Gebirge, welche nicht ohne mannichfaltigen Kampf mit den Menſchen und der Natur überſtiegen wurden (Herbſtmonat **1155**). Kaum hatte dieſer erſte Zug, deſſen Abſicht ſich nur auf vorläufige Erforſchung der italieniſchen Parteien und Verhältniſſe richtete, geendet, als die Fehde der volksthümlich und kaiſerlich geſinnten Städte der Lombardei in lichten Flammen ausbrach, Mailand, Brescia verbündet, ſiegreich mit Pavia, Novara, Cremona,

dem Markgrafen von Monferrat, Obizzo Malaspina und andern Adeligen ſtritt, die Flecken der eidſchwierigen Lodeſaner verbrannte, und mit regem Wetteifer der Ritter und Bürger, Begüterten und Armen binnen drei Wochen Tortona aus ſeinen Trümmern ſchöner, denn es geweſen war, wieder herſtellte. Dazu kam, daß der Pabſt, geſtützt auf die gewiſſe Hülfe der oberitalieniſchen Gemeinden und der ſüdlichen Normannen, eine kühnere Sprache annahm, die Kaiſerkrone ein Lehen der Kirche nannte, und frühere wider das römiſche Volk und den Ketzer Arnold geleiſtete Dienſte als nicht geſchehen betrachtete. Dieſen aufſteigenden Geiſt trotziger Freiheit, welcher den Norden und Süden der Halbinſel durchzog, zu brechen, vor Allem aber Mailand, den Feuerherd der ſtaatsbürgerlichen Bewegungen, nieder zu werfen, überſtieg Friedrich das andere Mal mit einem ſtarken und erleſenen Heere auf verſchiedenen Straßen die Alpen, ſprach über Mailand, welches umſonſt Rechtfertigung verſucht hatte, im Lager vor dem ſchnell bezwungenen Brescia die Acht aus, und erſchien, ſie zu vollziehen, mit dem Aufgebot der deutſchen und welſchen Getreuen, **100,000** Fußknechte und **15,000** Reiſige, unter den Mauern der ſtolzen Stadt (**6.** Aug. **1158**). Dieſe, in einer weiten, auf jeder Seite zwölf Miglien langen Ebene erbaut, durch mäßig hohe, zwölf Fuß breite Quaderſteinmauern mit **100** Thürmen und **6** Hauptthoren, tiefe, an etlichen Stellen überbrückte Gräben und breite Erdwälle vertheidigt, leiſtete ſo lange den heldenmüthigſten Widerſtand, bis der Feind, in den meiſten Gefechten durch Ueberzahl und beſſere Kriegsordnung ſiegreich, die Verbindung mit dem Flachland abſchnitt, die Frucht- und Obſtfelder zerſtörte, die Dörfer und Weinreben verbrannte. Da kam mit dem Hunger und Elend Zwietracht über die Mailänder, unter welchen zuerſt der Adel laut und ungeſtüm für den Frieden redete. Dieſer wurde nach kurzer Unterhandlung unter folgenden Bedingniſſen gewährt: Die Stadt ſollte fortan Lodi und Como auf keine Weiſe gefähr-

den, allen Hoheitsrechten (Regalien) hinſichtlich der Zölle, Brücken, Wege, Münzen entſagen, dem Kaiſer Treue ſchwören und die Beſtätigung der jährlich erwählten Conſuln anerkennen, **9000** Mark Silbers (**5** Millionen Liren) Brandſteuer bezahlen und **300** Geißeln ſtellen (**6.** Herbſtmonat). Darauf berief Friedrich, den Sieg über das lombardiſche Freiſtädtethum (Republikanismus) durch richterliche Sprüche zu befeſtigen, Abgeordnete des Adels, der Geiſtlichkeit und Gemeinden nach Roncaglia, damit ſie hier nach Anleitung der altrömiſchen Reichsgeſetze, und ihrer gelehrten, zu Bologna ſeßhaften Ausleger über die ſchwankenden Hoheitsrechte in Italien ein für alle Mal entſchieden. Da urtheilte die Verſammlung, von Schmeichelei, Furcht und Hoffnung befangen, daß nach dem Buchſtaben der römiſchen, auch jetzt gültigen Ordnungen alle Herzogthümer und Grafſchaften, die Wahl der Conſuln, jedoch mit Zuſtimmung des Volks, die Münzen, Zölle, Hafen- und Weggelder, Mühlen, Fiſchteiche, Dingſtätten (Gerichte), Grund und Kopfſteuern, alle Nutzbarkeit aus den Flüſſen und dem feſten Lande zu des Kaiſers Hoheitsrechten gehörten. Aber dieſe Mittel, den gemeinſchaftlichen Geiſt in Oberitalien zu zügeln, genügten noch nicht. Alſo wurde, entgegen dem bisherigen Brauch und Vertrag, in allen lombardiſchen Bezirken die Rechtspflege neuen Kronbeamten übertragen, welche man Gewaltsboten (Podeſtas) nannte. Ritterlichen Geſchlechts und Bürger einer fremden Stadt, ſollten ſie die vom Kaiſer verliehene und von den Betheiligten beſtätigte Macht ein Jahr lang ausüben, die jeweiligen Freiheiten und Geſetze beſchwören, endlich vor dem Abtritt der verſammelten Gemeinde Rechenſchaft ablegen und die etwaigen Klagen der Mißvergnügten annehmen.

Unmöglich konnten dieſe Urtheile und Verfügungen, welche das ſtolze Gebäude der lombardiſch-volksthümlichen Unabhängigkeit umſtürzten und die Trümmer mit leerem Schein überfirnißten,

den Beifall der nur gedemüthigten, nicht niedergedrückten Mailänder gewinnen; ſie griffen, als der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach die vertragswidrigen Podeſtas ernennen wollte, einmüthig zu den Waffen und verjagten des Reichs außerordentliche Boten (Jänner 1159). Auf ſolche Kunde und als friedliche Verſuche ſcheiterten, ſprach der Kaiſer im Schloſſe Marnica bei Bologna vor dem Rath ſeiner Getreuen die Acht aus und gelobte, nicht eher die Krone zu tragen, als bis die aufrühreriſche Stadt ein Schutthaufen geworden wäre. Viele Großen Italiens, beſonders Geiſtliche, ſtimmten bei, ja, der Biſchof von Piacenza verglich in einer wahrhaften Kreuzpredigt Mailand dem Teufel, und erinnerte an Babylon und Niniveh, deren Hochmuth Zerſtörung getroffen habe. Dennoch folgten troß der drohenden Gefahren und des Mißverhältniſſes der Streitkräfte etliche Gemeinden, wie Brescia und Cremona, dem Vorbild ihres alten Bundesgenoſſen und ſuchten Rettung im offenen Widerſtand. Dieſen durch ein furchtbares Beiſpiel der Rache zu brechen, verſammelte Friedrich, einſtweilen um Mailand unbekümmert, 100,000 Deutſche und Welſche im Heerlager vor Cremona, welches in einem ſumpfigen Thale des Serio zwiſchen der Adda und dem Oglio erbaut, durch tiefe, breite Gräben, doppelte Mauern und zum Aeußerſten entſchloſſene Bürger vertheidigt wurde. 400 Mailänder, unter dem Befehl Manfreds von Dagnano, und etliche Hülfsſchaaren aus Brescia theilten dieſe Geſinnung. Alſo entbrannte mit dem Heumonat auf beiden Seiten ein grimmiger wechſelvoller Kampf, der 24 Wochen lang unausgeſetzt fortdauerte und alle Geſtalten des Mordes und Raubes, des Elends und der Verwüſtung ſahe. Umſonſt verſuchten die Belagerer, welche nach heißen Gefechten bis zu den Thoren der Stadt vorgedrungen waren, wiederholte Stürme; Geſchoſſe, Steine, Balken tödteten die heranklimmende Mannſchaft und zerſchmetterten das Feldgeräthe; umſonſt fielen ihrerſeits die Cremenſer oft bei Tag und bei Nacht

auf den Feind; ſie wurden nach der heldenmüthigſten Gegenwehr durch die Ueberzahl zurückgetrieben. Dabei geſchahen unerhörte Grauſamkeiten; bald ſchleuderte man ſich draußen wie im Spiel die Köpfe der Getödteten zu, bald befeſtigte man darinnen die Leiber der Erſchlagenen an Wurfmaſchinen, und jubelte, wenn die zerriſſenen Gliedmaßen in das Lager der Deutſchen flogen. Während dort zwei gefangene Bürger gehenkt wurden, ſchlug man zwei aus dem Kerker geholte Ritter im Angeſicht der Waffenbrüder an das Kreuz. Ja, es geſchah, daß der Kaiſer in einer Anwandlung wahnſinniger Wuth 40 cremenſiſche Geißeln und Gefangene, zum Theil Kinder, an einen Thurm binden ließ, damit ſie dem Erbarmen oder der verzweifelnden Vaterlandsliebe ihrer Eltern und Verwandten preisgegeben würden. Dieſe folgten nach kurzem Schwanken der Pflicht gegen das gemeine Weſen und vergaßen jede beſondere Rückſicht, alſo daß ſieben unglückliche Schlachtopfer unter den Geſchoſſen der Ihrigen ſanken und neun an lebensgefährlichen Wunden bluteten. Endlich hatte Friedrich im ſechſten Monat des hartnäckigen Kampfes die Anſtalten zu einem letzten allgemeinen Sturm vollendet, und mit Hülfe eines geſchickten Werkmeiſters, Marqueſi, welcher, am Heil der bedrängten Vaterſtadt verzagend, ſeine Kunſt dem Feinde anbot, mehrere Thürme von ungewöhnlicher Breite und Höhe erbauen laſſen. Hinter den Schießſcharten der obern Stockwerke waren Bogenſchützen und ſchwer gerüſtete Fußknechte aufgeſtellt, um, wenn das verabredete Zeichen erfolge, die 40 Ellen langen Fallgitter niederzulaſſen; im mittlern und untern Geſchoß ſtanden erleſene Krieger, mit Waſſereimern und Stangen verſehen, um das feindliche Feuer zu löſchen und etwaige Enterhaken abzuhalten. Andere Schaaren ſollten gleichzeitig die von allen Seiten her angegriffenen Mauern untergraben oder auf Leitern erſteigen. Nach einem furchtbaren Streit, an welchem die Männer und Weiber, die Greiſe und Kinder Cremas

den rühmlichſten Antheil nahmen, und nach dreimaligem, fruchtloſem Anprall, gelang es dem ungeſtümen Heerhaufen Otto's von Wittelsbach, am Abend des Schlachttages die erſte Verſchanzung zu nehmen und dadurch das Schickſal der jetzt entblößten, ihrer tapferſten Krieger beraubten Stadt zu entſcheiden. Denn ſchon in der Nacht gingen Friedensboten zum Kaiſer, welcher als Zeichen der Achtung freien Abzug mit der nothdürftigſten Habe gewährte. Alſo verließen am **27.** Januar **1160 20,000** Menſchen beiderlei Geſchlechts ihre Heimath, und wählten größtentheils die Straße nach Mailand. Crema aber wurde von den erbitterten Nebenbuhlern, den Cremoneſern, auf Befehl Friedrichs geplündert, angezündet und bis auf den Grund zerſtört.

Inzwiſchen hatte der Tod Hadrians **IV.** (Herbſtmonat **1159**) Zwieſpalt in der Kirche hervorgebracht, und dadurch auch den weltlichen Kämpfen eine verſchiedene Richtung gegeben; Etliche nämlich, beſonders die Mehrheit der Römer und Lombarden, folgten dem klugen, ſtandhaften und entſchloſſenen Kardinal Roland als Alexander **III.**; Andere, namentlich in Deutſchland und bei den kaiſerlich geſinnten Gemeinden Italiens, dem beſchränkten und wankelmüthigen Cardinal Octavian als Victor **IV.** Nach fruchtloſen Ausgleichungsverſuchen griffen beide Päbſte zu dem Bann, alſo daß fortan die Chriſtgläubigen in zwei Parteien zerfielen, die volksthümlichen Städte Lombardiens aber an Alexander **III.** einen eben ſo thatkräftigen als ſcharfſichtigen und ehrgeizigen Bundesgenoſſen gewannen. Daher ſetzten die Mailänder, nicht gebeugt durch den Fall Cremas, mit den Brescianern und Piacentinern die Fehde unter mannigfaltigem Wechſel fort, fielen oft, wenn die Deutſchen und Wälſchen von Lodi, Novara, Pavia, Cremona und Como ſorglos plünderten, plötzlich mit ihren Reiſigen, Fußknechten und Sichelwagen heraus, ja nöthigten im Auguſt den Feind, nach der blutigen Schlacht bei Carcano in Unordnung nach

Rom zu flüchten, Zelte und anderes Geräthe dem Feinde zu überlaſſen. Dagegen zerſtörte bei heftigem Winde eine Feuersbrunſt in der Stadt die meiſten Vorräthe und den dritten Theil der Häuſer, ohne daß die in Folge glücklicher Gefechte leichtſinnige Bürgerſchaft den Schaden zeitig zu erſetzen ſuchte. Kaum hatte daher Friedrich die längſt erwarteten Verſtärkungen bekommen, als er im Frühling des folgenden Jahres (1161) mit überlegenen Streitkräften von dem verſchanzten Feldlager bei Lodi aus in das mailändiſche Gebiet einbrach, Saaten, Weinberge und Obſtbäume verbrannte, ſelbſt Gefangene, wie den Ritter Adamo del Palazzi am Leben ſtrafte, und nach heftigen, meiſtens ſiegreichen Kämpfen alle Verbindung mit dem Flachlande abſchnitt; denn er wollte durch Hunger und Zwietracht gewinnen, was dem Schwerte und der offenen Gewalt unmöglich geweſen war. So verlor, wer Lebensmittel einzubringen ſuchte, ohne Gnade die rechte Hand. 25 Unglückliche traf an einem Tag die öffentlich angedrohte Strafe, ja, von ſechs auf der That ergriffenen Rittern wurden fünf geblendet und der letzte verſchont, um die Gefährten heimzuführen. Denn Menſchengefühl und Völkerrecht traten bei dem ſteigenden Parteihaß in den Hintergrund; ſelbſt in Mailand verwilderten ſo die Gemüther, daß man nachläſſige Steuerpflichtige der Folter preisgab. Nichts deſtoweniger wütheten hier im Frühling des Jahres 1162 die größte Hungersnoth, Krankheit und Zwieſpalt (ein Pfund Rindfleiſch koſtete 136, ein Scheffel Salz 95 Liren), ſo daß oft der Bruder den Bruder, der Vater den Sohn mit dem Schwert anfiel, um einige Lebensmittel zu gewinnen. Dabei war wegen der öffentlichen Angelegenheiten häuslicher Zwiſt, indeß Etliche die ſtandhafte Obrigkeit als Urheberin des Elends anklagten und Frieden forderten; Andere, namentlich vom hohen Adel, z. B. Giovanni da Gavirati, heimlich die Vaterſtadt verließen und in das feindliche Lager gingen; noch Andere Kampf auf Tod und Leben woll-

ten. Dieſen mannigfaltigen Mißgeſchicken erlag endlich die Ausdauer des Volks; in ſeinem Namen begehrten Anſelmo dell' Orto und Oſa, damalige Conſuln, vom Kaiſer, der zu Lodi verweilte, den Frieden; dafür werde man die Mauern, Thürme und Schanzen zerſtören, allen Hoheitsrechten entſagen, 300 beliebige Geißeln ſtellen, eine angemeſſene Geldbuße zahlen, mit keiner fremden Gemeinde Bündniſſe abſchließen, 3000 Bürger entfernen, die kaiſerlichen Podeſtas annehmen und das Belagerungsheer auf unbeſtimmte Friſt verpflegen. Friedrich aber antwortete finſter, Beſiegte dürften den Siegern keine Bedingniſſe vorſchreiben, nur von einer Tugend Rettung erwarten, dem blinden Gehorſam, der Unterwerfung auf Gnade und Ungnade. Nach einer kurzen, ſtürmiſchen Rathſchlagung nahmen die Mailänder, deren Lebensmittel kaum für drei Tage ausreichten, das ſchwere Geſetz an, und ſandten den 1. März 16 Abgeordnete, acht Conſuln und acht Ritter, nach Lodi. Dieſe ſchwuren, das entblöſ'te Schwert auf dem Nacken, allen Befehlen des Kaiſers unbedingt zu folgen, und daß ſie dieſen Eid von der ganzen Bürgerſchaft fordern wollten.

Am nächſten Sonntag, den 4. März, überreichten knieend 300 Ritter, unter ihnen der Baumeiſter Quintellino, die Schlüſſel der Stadt und 36 Fahnen; endlich am 6. erſchienen an 1000 Gemeinfreien, viele vom Adel und die Conſuln der letzten drei Jahre ſenkten die 100 Banner der Kirchſpiele und zuletzt die weiße, mit rothem Kreuz geſchmückte Stadtfahne, welche auf das gegebene Zeichen vom ſchweren Rüſtwagen ſich neigte und unweit des kaiſerlichen Throns niederfiel, indeß die zwei ſilbernen Poſaunen der gedemüthigten Republik das letzte Mal ſchmetterten. Darnach forderte Friedrich 400 Geißeln aus den angeſehenſten Geſchlechtern des Adels und der Bürgerſchaſt, die Huldigung aller Einwohner auf unbedingten Gehorſam, und daß man für den ungehinderten Einzug des Heeres vor jedem Thor die Mauern bre-

J B Zwecker del

C Deucker sc Frankft a/m

DIE ZERSTÖRUNG VON MAILAND

chen und die Gräben füllen ſollte. Zitternd gehorchte das Volk, aber bekam dennoch ſein Endurtheil nicht, auch da noch ungewiß, als von Pavia aus am 19. März der Befehl an die Conſuln gelangte, binnen acht Tagen alle Einwohner ohne Unterſchied des Standes, Geſchlechts und Alters aus der Stadt zu ſchaffen und bis auf weitern Beſcheid in Hütten einzulagern. Mit dunkler Ahnung des furchtbaren Schickſals folgte die dürftige Menge, aber ganze Schaaren der Wohlhabenden flüchteten und ſuchten Schirm bei Freunden und Verwandten der Nachbarſchaft. Unter ſolchen Voranſtalten kam der entſcheidende 26. März, und mit ihm der Kaiſer, umgeben von ſeinen Deutſchen, den Paviern, den Novarenſern, den Lodeſanern, Cremoneſen und andern wälſchen Bundesgenoſſen, ſichtbar gerührt, ſtill und in ſich gekehrt; denn noch ſchwankte der Entſchluß. Da mahnten die lombardiſchen Getreuen mit ungeſtümen Bitten und Verheißungen an ſtrenge Gerechtigkeit; ſo lange der Sitz des Aufruhrs ſtehe, werde keine Ruhe herrſchen. Jetzt endlich erfolgte der Spruch: „Die Stadt Mailand ſoll in Schutt und Staub zuſammenfallen.“ Sofort begann unter dem Jammergeſchrei der Einen, dem Jubel der Andern, das Zerſtörungswerk, mit ſolchem Wetteifer von den Wälſchen vollzogen, daß binnen ſechs Tagen kaum noch der fünfzigſte Theil Mailands ſtand; es ſanken nebſt den meiſten Bürgerhäuſern in Trümmer die Rennbahn (Circus), der von vier Gewölben und Säulen getragene Triumphbogen, die Bäder, der 245 Ellen hohe, aus Quadern erbaute Glockenthurm der Marienkirche, die Stadtburg mit ihren Marmorſäulen, der eben ſo hohe als feſte Thurm des heiligen Georg im Pallaſt (Giorgio al palazzo), ſammt andern Werk- und Meiſterſtücken der alten und neuen Zeit. Jedoch entgingen der Vernichtung alle Klöſter und Kirchen, aus Ehrfurcht gegen das Heilige, die meiſten Wohnungen des Adels, Verrath zu lohnen, ein Theil der Vorſtädte, den lauen Freiheits-

ſinn der Inhaber zu nähren, viele Stellen der Ringmauern und ihrer 100 Thürme, weil der Rieſenbau dem Feuer und Eiſen trotzte, der römiſche Bogengang, die 16 Säulen geheißen, unweit der Kirche des heiligen Lorenz, aus Achtung gegen die Kunſt. Was jetzt nicht fiel, zerſtörten im nächſten Jahre die dreimal aus Beute- und Rachgier wiederkehrenden Lombarden. Darnach wurden die ihres Vaterlands beraubten Einwohner in vier offenen Marktflecken (burgos), Vigentino, Noceta, Lambrate, Carraria angeſiedelt und der Obhut eines kaiſerlichen Vogtes, des Biſchofs Heinrich von Lüttich, übergeben.

Mailands Sturz wirkte ſchnell und entſcheidend auf das Schickſal der gemeinheitlichen (republikaniſchen) Partei in Oberitalien zurück; denn es huldigten hinter einander Brescia, Piſa, Piacenza, Bologna, Ravenna, Imola und Faenza; brachen, wie man ſolche Bedingung vorſchrieb, ihre Thürme und Ringmauern, ebneten Gräben und Wälle und nahmen die vom Herrn geſetzten Gewaltboten (Podeſtas) als Nachfolger der Conſuln an. Dagegen durften die getreuen Städte, als Pavia, Lodi, Cremona, Genua, ihre herkömmlichen Obrigkeiten frei wählen und eigenen Ordnungen gehorchen. Darauf eilte der Kaiſer, welcher ſein Wort, vor Mailands Fall nicht die Krone zu tragen, gelöſ't und im erſten Taumel trunkener Siegesfreude ſelbſt Urkunden nach der Zerſtörung des verhaßten Feindes ausgefertigt hatte, über Burgund nach Deutſchland; er hoffte, hier in Ruhe die Früchte der Waffengewalt ernten zu können, ſah ſich aber ſchmählig getäuſcht und bald in neue Kämpfe mit den durch Unglück veredelten Gemeinden Lombardiens verwickelt. Es ſchalteten nämlich die mailändiſchen Ober- und Untervögte, taub gegen die Mahnungen der Klugheit und Gerechtigkeit, nur nach dem Gelüſten der ſchrankenloſeſten Hab- und Herrſchgier; legten willkürliche Steuern und Schatzungen auf, ſo daß die geſetzlichen Abgaben ſechsfach erhöht wurden; nöthigten den Landmann, für den Bau der Zwingburgen und Schlöſ-

ſer in Monza, Vigentino, Noceta, Landriano und Montemalo meilenweit Steine und anderes Geräthe als Frohnknechte herbei zuſchaffen; ſtraften die geringſte Widerſetzlichkeit mit ſchweren Geldbußen, Kerker und Bann; zogen die Güter aller ohne männliche Nachkommenſchaft Geſtorbenen ein; warfen, der Zahlung zu entgehen, gültige Schuldſcheine in das Feuer; verkauften die Rechtspflege an den Meiſtbietenden und erzeugten durch dieſe und andere Frevel bei dem gedrückten Volke den Entſchluß, lieber zu ſterben, als ſo elend zu leben. Benachrichtigt von der ſteigenden Gährung, welche überdieß der nach Frankreich flüchtige Pabſt Alexander III. gefliſſentlich nährte, eilte der Kaiſer perſönlich in die Lombardei, um den Stand der Dinge zu unterſuchen und die Klagen der Unterthanen zu hören (Herbſt 1163); denn fruchtlos hatte er bisher die Statthalter gewechſelt und außerordentliche Bevollmächtigte dahin geſandt. Jene konnten und dieſe wollten nicht leidenſchaftslos ſehen und handeln. Kaum war aber Friedrich mit großem Gepränge in Pavia eingezogen, als hier Obrigkeiten und Volk, unfähig, alte Eiferſucht zu vergeſſen, auf die Gefahren deuteten, welche Tortona der Ruhe Italiens bereite. Nimmer werde es raſten, als bis es ihm gelungen ſey, im Bündniß mit den aufrühreriſchen Burgflecken Mailands noch einmal den Brand offener Bürgerfehde zu erregen. Deßhalb müſſe man die Bollwerke dieſer halsſtarrigen, undankbaren Gemeinde ſchleifen. Sofort wurde das Geſuch bewilligt; allein die Pavier zerſtörten nicht nur die Mauern und Thürme, ſondern auch die Wohnungen der verhaßten Stadt, welche binnen etlichen Tagen einen ungeheuren Schutthaufen darſtellte.

Bald darauf wurde des Kaiſers redlicher Wille bei einer andern Gelegenheit von den vollziehenden Behörden betrogen und zur zweiten Miſſethat verführt. Am dritten Chriſtmonat nämlich traf Friedrich auf einer Reiſe in das Mailändiſche zur Nachtzeit

auf die unglücklichen Bewohner des Marktfleckens Vigentino. Männer, Weiber, Greiſe und Kinder, in Lumpen gehüllt, bleich und abgezehrt, warfen ſich während des heftigſten Regens zu Boden und fleheten um Schirm wider ihren hartherzigen Vogt, den Prieſter Friedrich. Abgeordnete, lautete die Antwort, möchten am folgenden Tage nach Monza kommen und hier an der öffentlichen Gerichtsſtätte die Entſcheidung des Geſetzes vernehmen. Freudig und einer endlichen Hülfe gewiß, wählte das Volk 12 Boten, welche in der beſtimmten Friſt vor den kaiſerlichen Stellvertretern, dem Kanzler Rainold, Erzbiſchof von Cöln, und dem Grafen von Blantrade erſchienen, aber bei dem erſten Geſpräch die Weiſung bekamen, unverzüglich ein angemeſſenes Ehrengeſchenk zu beſorgen. Nur Thränen und guten Willen, entgegneten die Mailänder, nicht Geld und Habe, könne man dem Herrn darbringen, eine Gabe, welche nach den Lehren der Weiſen an Knechten und Beſiegten nicht zu verachten ſey. — „Wozu ſolche Weisheit? Geld, und nichts als Geld, das iſt unſere Forderung," antwortete der Erzbiſchof, und nahm von den Bittſtellern Bürgſchaft, vor dem nächſten Hornung 880 Pfund kaiſerlicher Münze zu bezahlen. Das hieß Gerechtigkeit üben und Unterthanenpflicht handhaben. Daher blieb den Bedrängten kein anderes Rettungsmittel, als Selbſthülfe und Einigung der zerſplitterten Kräfte. Alſo griffen Padua, wo der wollüſtige Vogt Pagano durch gewaltthätige Entführung einer Jungfrau aus einer edlen Familie die Loſung zum Aufſtande gab, Verona, Trevigi und Vicenza zu den Waffen, verjagten die auch hier unleidlichen Statthalter und gelobten einander im Veroneſer Bündniß (Veronensis societas) durch feierlichen Eidſchwur treuliche Hülfe wider alle Feinde ihrer geſetzlichen und anerkannten Rechtſame.

Auf die Kunde dieſes wichtigen Ereigniſſes verſammelte Friedrich nach fruchtloſer Vertheidigung die Kriegsvölker Cremonas,

Comos, Pavias, Novaras, Lodis, nebſt etlichen deutſchen Schaaren, und drang bis Vacaldo, im Gebiet Veronas, vor, mußte ſich aber, als die Eidgenoſſen wider Erwarten zahlreich und wohlgerüſtet entgegentraten, unter Brand und Raub bis auf Pavia zurückziehen; denn er konnte ſelbſt den Seinigen nicht vertrauen, und manche Städte, wie Ferrara und Mantua, nur durch freigebige Zugeſtändniſſe im Gehorſame erhalten. Dagegen wuchs der Bund ſeit dem offenen Beitritt Venedigs täglich an innern und äußern Hülfsmitteln, ſtrafte verrätheriſche Bürger, wie den Herrn Pilei aus Verona und zehn andere Schuldige, am Leben, und handelte ſo nachdrücklich, daß der Kaiſer, am Siege verzweifelnd und überdieß durch Unruhen in Deutſchland bedrängt, im Herbſt (1164) Italien verließ. Vorher wurden jedoch, um weiterem Mißgeſchick nach Kräften zu begegnen, neue Beſatzungen in die feſten Plätze gelegt; Pavia, Genua und andere Gemeinden durch mannigfaltige Gunſtbezeigungen gefeſſelt, die Abgaben der Mailänder nach einem regelmäßigen Steuerfuß geordnet, die Vögte, namentlich der mailändiſche, Graf Markwald von Grumbach, an Milde und Gerechtigkeit gemahnt. Aber keine Erfahrung hatte gewarnt, den eingebornen Haß und Uebermuth der meiſtens aus Deutſchen gewählten Oberbeamten gezügelt. Umſonſt überreichten die Mailänder ihrem Statthalter als Ehrengeſchenk einen ſilbernen, mit Gold gefüllten Becher; Grumbach, nicht befriedigt durch den Schwur unbedingten Gehorſams, trieb die herkömmlichen Zinſe mit unerbittlicher Strenge ein, ſetzte, neue zu erfinden, den heimtückiſchen Abt vom goldenen Himmel als Stellvertreter (Vicar) über Pavia, und ernannte Heinrich Arbetia, Nordano Scacabarotio, Anſelm Horti und Aliprando Judice zu Rentmeiſtern. Dieſe Menſchen, eben ſo unverſchämte als abgefeimte Böſewichter, erſannen unter verſchiedenen Namen und Vorwänden bisher ungekannte Auflagen, z. B. von ſchon geſchnittenen Wieſen, abgehauenen

Waldungen, ſeit 20 Jahren beſtellten Aeckern; verzeichneten höhnend im ſogenannten Schmerzenbuche alle Gründe, Matten, Ochſenpaare, Feuerherde, Schulden, Gülten und Abgaben des mailändiſchen Landvolks und gebrauchten die willkürlichſten Erpreſſungen, ohne daß Tadel oder Strafe erfolgte. Ja Arnold Barbavaria, Podeſta von Piacenza, durfte zwei Bürgern unter dem Schein des Rechts 11,000 Mark Silbers abnehmen, die Kirche des heiligen Antonius plündern, Thüren und Mauern, welche nur eine Höhe von 20 Ellen haben ſollten, einreißen und abtragen. Nur Furcht und Hoffnung auf die endliche, unparteiiſche Dazwiſchenkunft des Kaiſers hemmten den Ausbruch des ſchleichenden Unfriedens, während der veroneſiſche Bund, ſeit der Heimkehr Pabſt Alexanders aus Frankreich nach Rom (Wintermonat 1165) der lombardiſche geheißen und fortan auch auf geiſtliche Waffen geſtützt, an Umfang und Stärke zunahm.

Feſt entſchloſſen, wider beide Feinde, Republik und Kirche, die Anſprüche kaiſerlicher Oberherrlichkeit zu behaupten, verſammelte Friedrich auf dem Lechfelde ein zahlreiches Heer, zog im Winmonat 1166 über Brixen, Trient, durch das Thal Camonica nach Italien herab, hörte in Lodi die Klagen der Lombarden; ohne jedoch gründlich den Mißbräuchen der Beamten zu wehren, und brach im Frühling 1167, unbekümmert um den weltlichen Gegner, wider Rom auf. Dieſer Mittelpunkt der geiſtlichen Gewalt, wo die Fäden aller Bündniſſe mit den freien Gemeinden des Nordens, den königlichen Normannen des Südens und den verſchlagenen Griechen des Oſtens zuſammenliefen, ſollte zuerſt fallen. Aber während der Hohenſtaufe vor Ankona am adriatiſchen Meere lagerte, und Erzbiſchof Chriſtian von Mainz, ein überaus ſtreitbarer und kluger Herr, ſeinem von den Römern hart bedrängten Amtsgenoſſen Rainold, Erzbiſchof von Cöln, zu Hülfe eilte, geſchah in Oberitalien ein entſcheidender Schritt für das Wachsthum ſtädtiſcher Freiheit.

Nach langen Unterhandlungen nämlich, welche für Mailand beſonders ein kluger und edelgeſinnter Mönch, Bruder Jakob, führte, erſchienen am 7. April in dem abgelegenen Kloſter Puntido, zwiſchen Mailand und Bergamo, die Boten der Gemeinden Cremona, Brescia, Verona, Mantua, Ferrara, Trevigi, Vicenza, Padua, Parma, Piacenza, Bergamo, Modena, Bologna, Venedig, Mailand und beſchworen zunächſt für 20 Jahre die lombardiſche Einigung (Eidgenoſſenſchaft, Bund, Societas Lombardorum). Ueberzeugt, daß es preiswürdiger ſey, mit Ehren zu ſterben, als in Schmach zu leben, gelobten ſie, einander mit Gut und Blut zu ſchirmen wider jeglichen Menſchen, der ſie durch Krieg und auf andere Weiſe heimſuchen oder eines der ſeit Heinrichs IV. Zeit wohl erworbenen Rechte ſchmälern wolle, ohne gemeinſamen Beifall weder Frieden, noch Waffenſtillſtand abzuſchließen, jedwedem Bundesgenoſſen etwaigen Schaden zu erſetzen, dieſen Eid mit Ausnahme der Pfaffen, Tauben und Stummen von allen Bürgern zwiſchen 14 und 60 Jahren zu fordern, und das Alles treu und ſicher, ohne Trug und Falſchheit, alſo zu halten, daß Jeder nach Kräften mitwirke für die gemeine Wohlfahrt. Gleichzeitig wurde die baldige Wiedereinſetzung der Mailänder in ihre zerſtörte Vaterſtadt beſchloſſen.

Während nun jene, die Entdeckung des geheimen Bündniſſes fürchtend, drei Wochen in Todesangſt lebten und täglich die Ankunft der erbitterten Pavier erwarteten, erſchienen plötzlich am 27. April die bewaffneten Heereshaufen von Cremona, Brescia, Bergamo, Mantua, Verona, und der treviſaniſchen Mark, führten das mailändiſche Volk aus den Burgflecken unter Geſang und Jubelgeſchrei in die Heimath zurück, und wichen nicht eher, als bis Wälle, Gräben und Mauern errichtet, alle Anſtalten zur Vertheidigung getroffen waren. Nicht lange darauf verließ auch Lodi, durch Waffengewalt beſtimmt, die Partei des Kaiſers. Dieſer, unbekümmert um die Bewegung hinter ſeinem Rücken, brach von Ankona

wider Rom auf, vertrieb die Normannen aus den Päſſen der Apenninen und beſetzte am 24. Heumonat die Anhöhen des böſen Berges (monte malo), im Angeſicht der heiligen Stadt. Hier hatte Pabſt Alexander durch Wallfahrten, Ausſtellung der Köpfe Peters und Pauls, öffentliche Kreuzpredigten den Muth der Bürger und Lehenleute (masnada) entflammt und jede gütliche Ausgleichung abgewieſen. Alſo begann am 25. die Schlacht, in welcher die Römer dem Ungeſtüm und der größern Kriegsfertigkeit des Feindes zwar wichen, aber die Peters- und Marienkirche etliche Tage lang mit Wuth vertheidigten. Als endlich die Deutſchen, erbittert durch den hartnäckigen Widerſtand, Feuer in die Gotteshäuſer warfen und alle Gegenwehr vereitelten, floh der Pabſt mit den Cardinälen aus dem Lateranpallaſte in die Feſte der Frangipani, das Coliſeum; verweigerte ſtandhaft jeden Vertrag als unwürdig des Oberhauptes der Chriſtenheit, und entwich bei wachſendem Kleinmuth des Volks in der Tracht eines Pilgrims nach Benevent in das Land der befreundeten Normannen. Da huldigten die Römer dem Kaiſer und ſeinem Gegenpabſt Paſchalis, ſtellten 400 Geißeln und erhielten dafür die Beſtätigung ihrer Rechtſame und volksthümlichen Obrigkeiten. In dieſem Augenblicke, als Lombarden und Normannen vor dem jetzt entſchiedenen Uebergewicht der fremden Waffengewalt zittern mußten, zerſtörte ein Naturverhängniß binnen etlichen Tagen das Werk vieler Jahre. Um die Mitte des Auguſtmonats nämlich brach eine peſtartige Krankheit, Folge der Unmäßigkeit und des bald heißen, bald feuchten Himmels, im Lager der Deutſchen aus, und raffte nicht nur das gemeine Kriegsvolk, ſondern auch die Zierden des Reichs und der Ritterſchaft hinweg. Denn es ſtarben der Kanzler Rainold, der geiſtvollſte und treueſte Freund des Kaiſers, der Pfalzgraf Heinrich von Tübingen, die Grafen von Sulzbach, Naſſau, Altemont (Hochberg) und Lippe, die jungen und trefflichen Herzoge

Friedrich der Rotenburger von Schwaben und Welf von Baiern, die Biſchöfe von Prag, Augsburg, Speier, Halberſtadt, Regensburg, Lüttich, Verden und Zeitz, der Geſchichtſchreiber Acerbus Morena aus Lodi, über 2000 Ritter aus Schwaben, Franken und den Rheinlanden. Keine menſchliche Kunſt und Vorſicht konnte dem Uebel ſteuern; es griff ſo ſchnell und verderblich um ſich, daß am Morgen Geſunde einige Stunden ſpäter auf den Straßen todt niederfielen und ganze Haufen von Leichen entweder in die Tiber geworfen wurden, oder Tage lang unbeerdigt die Luft noch mehr verpeſteten. Wer entkam, verlor Haupthaar und Geſichtsfarbe, oder trug Jahre lang den Keim des Todes mit ſich, bis er ihn plötzlich, oft in den Armen der Seinigen, überraſchte. Mancher ſtarb aus Mangel an Pflege, weil Jeder für ſich ſorgte, und Viele ſtürzte die Furcht vor den Strafgerichten Gottes, der die mit Raub und Blut beſudelten Kirchen der Apoſtel rächen wolle, vor der Zeit in das Grab. Die Geſunden aber machte der Anblick des überſchwänglichen Elends gleichgültig gegen Zucht und Ordnung; ſie ſuchten die zweifelhafte Lebensfriſt nach Möglichkeit zu genießen und dadurch die eigene Seelenangſt zu erſticken.

Friedrich, überall von Feinden umgeben, und binnen etlichen Tagen 25,000 trefflicher Krieger beraubt, gedachte des Rückzuges, nahm Geißeln von den Römern, gab dem Pabſt Paſchalis, welcher in Viterbo blieb, eine auserleſene Wache, und führte die übrige, täglich durch Krankheit abnehmende Mannſchaft raſch über Lucca, Villafranca, Pontremoli, Tortona, den Po nach Pavia, wo er, am 12. Herbſtmonat angelangt, die Einnahme des Schloſſes Trazzi und den Verluſt der dort niedergelegten Schätze vernahm. Sogleich wurden die Abgeordneten der getreuen Städte Como, Vercelli, Novara und Pavia, die Markgrafen Wilhelm von Montferrat und Obizzo Malaspina, Guido von Blantrade und etliche Freiherren zu einem Fürſtentage beſchieden, von

ihnen die verbündeten Gemeinden, Lodi und Cremona wegen früherer Dienſte ausgenommen, geächtet (21. Herbſtmonat), etliche Tage ſpäter verheerende Streifzüge bald in das Gebiet Mailands, bald Piacenzas unternommen. Aber das Alles blieb bei den ungleichen Streitkräften fruchtlos; denn die Lombarden gaben nicht nur ihrem Bunde durch den erſten geſchriebenen Vertrag (1. Chriſtmonat 1167) größere Feſtigkeit und Ordnung, ſondern breiteten auch durch Güte und Gewalt die räumliche Markung aus. Vercelli, Novara und der Markgraf von Malaspina traten offen zur vaterländiſchen Partei über; ſelbſt die Standhaftigkeit der Pavier ſchwankte. In ſolcher Noth, als 20,000 Lombarden von allen Seiten her vordrängten und die erſchöpfte, zwieträchtige Heimath keine Hülfe ſenden konnte, entfloh der Kaiſer Friedrich mit etwa 30 Begleitern durch die Lande des Grafen Humbert von Savoyen, über St. Ambroſiuskloſter und Suza, wo ſeinem Leben Gefahr drohte, nach Burgund, und von hier nach Deutſchland (Frühling 1168).

Thätig und umſichtig benutzte das jetzt freie Oberitalien die koſtbare Muße, bauete, um die Verbindung zwiſchen Pavia und dem Markgrafen von Montferrat zu unterbrechen, am Zuſammenfluß des Tanaro und der Bormida in einer fruchtbaren Ebene die Feſte Aleſſandria (Mai 1168), vervollkommnete und erneuerte für 50 Jahre den Lombardenbund (1170); gelobte endlich, nie mit den Hohenſtaufen und Anhängern derſelben Frieden, Stillſtand oder andern Vertrag zu ſchließen; arbeitete, durch die ſcheinbare Ruhe nicht eingeſchläfert, unabläſſig an der Einübung des Kriegsvolkes und dem Bau der Mauern, Thürme und Schanzen; ſchloß engere Freundſchaft ab mit dem Pabſt Alexander, dem griechiſchen Kaiſer Manuel Comnenus und den Normannen unter König Wilhelm dem Guten (II.). Alle Bundesgenoſſen aber übertraf Mailand an Eifer und Bürgertugend; es ſtieg wie einſt Athen nach dem Perſerbrande

ſtärker und ſchöner aus ſeinen Trümmern empor. An 30 Ellen breite Gräben, erweiterte Ringmauern, neue, zum Theile marmorne Thore mit kunſtreichem Schnitzwerk, welches die Hauptſchickſale des bisherigen Freiheitskrieges darſtellte, ſchirmten die Stadt nach außen hin, während ſich drinnen der erzbiſchöfliche Pallaſt und die Marienkirche durch freiwillige Beiträge, beſonders der Frauen, als würdige Denkmale des Gemeingeiſtes erhoben, und verbeſſerte Kranken- und Armenhäuſer von dem Menſchengefühl der durch Unglück geläuterten Republikaner zeugten.

Friedrich, damals wegen der Deutſchen Wirren unfähig, dem kühnen Aufſchwung der Lombardei, welcher ſelbſt Pavia ergriffen hatte, nachdrücklich zu widerſtehen, ſandte den Erzbiſchof Chriſtian von Mainz an der Spitze eines Heerhaufens nach Italien, damit theils die übermüthigen Mailänder geſchreckt, theils die ſchwankenden Gemeinden Toscanas beruhigt würden (1171). Nachdem hier jener binnen drei Jahren die Gährungen größtentheils geſtillt hatte, geſchah im nächſten Frühling (1174) mit deutſchen und wälſchen Schaaren der Aufbruch wider das feſte, den Griechen verbündete Ankona, um durch den Fall deſſelben dem ſchon für eine neue Heerfahrt gerüſteten Kaiſer die Bahn zu bereiten. Während alſo 40 Kriegsſchiffe der Venetianer, welche aus Handelseiferſucht Hülfe brachten, den Hafen ſperrten, ſchnitt das zahlreiche Landheer alle Verbindung mit der Umgegend ab, zerſtörte die Weinreben und Obſtbäume und begann bei ſteigendem Mangel in der Stadt einen allgemeinen Sturm. Aber die Bürger, nicht entmuthigt, fielen mit Grimm und in guter Ordnung auf den Feind, ſchlugen an der Seeſeite die venetianiſche Flotte, welche ſchon etliche Stellen des Geſtades beſetzt hatte, nach heftiger Gegenwehr zurück und ſtürzten darnach auf den Gewalthaufen des Erzbiſchofs. Da entbrannte eine wilde regelloſe Schlacht; vor dem Wirbel des Staubes, dem Wiehern der Roſſe und Schall der Trompeten konnte kein Befehl

der Führer gehört werden; jeglicher kämpfte an dem Platze, wohin ihn der Zufall brachte, Feldherr und Krieger zugleich. Endlich wichen die Deutſchen, als das Belagerungsgeräthe, von Samura, einem kühnen Weibe, angezündet, in den Flammen aufgegangen war, und überließen die Wahlſtatt den Siegern, welche die gefallenen Pferde als koſtbare Beuteſtücke davontrugen (April).

Aber bald kehrte der Feind, durch ſeine Ueberlegenheit an Mannſchaft begünſtigt, in die früheren Stellungen zurück, mied jedes Gefecht, warf neue Schanzen auf, und ſuchte durch Hunger zu gewinnen, was dem Schwert unmöglich geweſen war. Vergeblich bot bei dem wachſenden Elend die Bürgerſchaft billige Unterhandlung an; Chriſtian forderte Uebergabe auf Gnade und Ungnade; umſonſt zerhieb ein kühner Prieſter, Johannes geheißen, mitten im Sturm und unter dem Regen der feindlichen Geſchoſſe das Ankertau des venetianiſchen Admiralſchiffs, und gab den Seinigen Gelegenheit, vier Fahrzeuge zu zerſtören; die Flotte zog nach kurzem Hinderniſſe den Kreis der Einſchließung enger. Jetzt erreichte die Noth ihren Höhepunkt; für 12,000 Menſchen fand man nur ſechs Scheffel Waizen und neun Scheffel Spelz. Schon begehrten, zwieſpältig, Conſuln und Räthe, die einen Ergebung, die andern Tod im letzten Kampf der Verzweiflung, als ein 100jähriger Greis, auf den Stab geſtützt, unter die zwieträchtigen Mitbürger trat, und in würdevoller Rede zu männlicher Ausdauer mahnte. Jeder möge gedenken des Beiſpiels der Altvordern, welche den König Lothar und andere Feinde durch Heldenmuth und Eintracht zur ſchimpflichen Flucht gezwungen hätten, Jeder die Schande beherzigen, wenn eine Stadt, welche vormals Kaiſern und Königen trotzte, jetzt einem Pfaffen dienen müßte. Zwiſchen Deutſchen und Wälſchen könne aufrichtige Liebe nicht beſtehen. Davon zeuge Mailand, nach ſiebenjährigem Kampf und entgegen allen Verträgen , in einen Schutthaufen verwandelt und zu namenloſem

Jammer verurtheilt. Alſo möge man, durch ſolches Beiſpiel gewarnt, Boten ausſenden, um durch Geld und Verheißungen ein Entſatzheer zu werben, und, wenn auch dieſer Schritt fruchtlos bleibe, die Habe in das Meer werfen und im Todeskampf mit den Feinden der Freiheit ein ruhmvolles Grab ſuchen.

Solche Worte wirkten wie ein zündender Funke; aller Kleinmuth und Hader verſchwand; man beſchloß, auszuharren und inzwiſchen durch etliche kluge und kühne Männer von fremden Freunden ſchleunige Hülfe zu fordern. Glücklich fanden jene auf zerbrechlichen Fahrzeugen den Weg durch die venetianiſche Flotte, ſtiegen oberhalb der Stadt an das Land und gingen nach Ferrara zu dem mächtigen und edlen Wilhelm Marcheſelli, aus dem Geſchlecht der Adelarde, von hier nach Bertinoro in der Romagna, dem Stammſchloß der gleichnamigen Gräfin Aldrada, aus dem Hauſe der römiſchen Frangipani, ſchilderten die Bedrängniß der Vaterſtadt und gewannen den gewünſchten Beiſtand. Aber bevor dieſer eintraf, hatte dort die Noth ihren Gipfel erreicht und namenloſe Beiſpiele des Jammers wie der Freiheitsliebe hervorgetrieben. An Brod fehlte es gänzlich; das Fleiſch von Pferden, Eſeln und andern zahmen Thieren wurde mit Gold bezahlt; der Arme mußte ſich mit Seemuſcheln, Mäuſen, weich gekochtem Leder, Häuten von Hunden und Katzen begnügen.

Bald wurden die Folgen ſichtbar; Schatten ähnlich, mit bleichem Geſicht, ausgedörrten Gliedern, kaum fähig, den Leib aufrecht zu tragen, ſchlichen Männer und Jünglinge umher, dennoch wie neugeboren, ſobald die Sturmglocken ertönten. Man ſah Frauen, welche ihr Leben darboten, wenn dadurch das gemeine Weſen gerettet werden könnte, Mütter, die thränenlos auf ihre verſchmachtenden Kinder blickten; ja, man ſagt, eine Wittwe habe ſich heimlich eine Ader geöffnet und mit dem Blut zwei aus der Schlacht heimkehrende Söhne erquickt.

Endlich in einer Nacht des Weinmonats erſchien das Hülfsheer unter dem Ritter Marcheſelli und der Gräfin Bertinoro. Von 1000 Fackeln und Wachtfeuern ſtrahlte der Berg Falcognara, welcher die Ausſicht auf die Stadt und ihren Hafen eröffnet. Sogleich brach der Erzbiſchof, ohne den Angriff zu erwarten, das Lager ab und zog in das Herzogthum Spoleto, während bald darnach auch Venedigs Flotte die Anker lichtete.

Inzwiſchen hatte der Kaiſer Friedrich ſeine Rüſtungen für die vierte große Fahrt nach Italien vollendet, im Herbſtmonat 1174 den Cenis überſtiegen, das Städtchen Suſa am Fuß der Alpen zerſtört; Aſti gedemüthigt, die Schaaren Pavias und des Markgrafen von Montferrat an ſich gezogen und in den letzten Tagen des Weinmonats die Belagerung Aleſſandrias begonnen. Dieſes Denkmal des feindlichen Uebermuths ſollte um jeden Preis fallen, ſo große Hinderniſſe auch die tapfere Bürgerſchaft, der naſſe ungeſunde Herbſt und der gewöhnlich rauhe Winter entgegenſetzen mochten. Vergeblich mahnten Fürſten und Ritter, als die wiederholten Stürme fruchtlos blieben und anſteckende Krankheiten ausbrachen, zum Abzug; Friedrich, der Meinung, Ehre und Klugheit forderten Ausdauer, trotzte den unſäglichen Gefahren und Beſchwerden vier Monate lang, indeß manche Mißvergnügte, namentlich Herzog Heinrich der Löwe, heimlich des Reichs Oberhaupt verließen. Endlich, als um Oſtern 1175 auch der letzte Verſuch, die Stadt durch Minengänge zu nehmen, ſcheiterte, als die lombardiſchen Eidgenoſſen zahlreich und wohlgerüſtet für den Entſatz über Tortona herbeieilten, wurde das Belagerungsgeräthe verbrannt und das bedeutend geſchwächte Heer wider den rächenden Feind in die Gegend von Montebello geführt. Schon erwarteten beide Theile, einander gegenüber aufgeſtellt, die entſcheidende Feldſchlacht, als Ezzelino da Romano, genannt der Stammler, und Anſelm da Quaro, Bundeshauptleute, Vergleich anboten und am 16.

April einen Vertrag abſchloſſen, nach welchem Schiedsrichter die Streitigkeiten unterſuchen und ſchlichten, die beiderſeitigen Gefangenen unentgeldliche Freiheit bekommen, und die bewaffneten Kriegsvölker bis zur Aufhebung des einſtweiligen Stillſtandes ihre Fahnen verlaſſen ſollten. Hierauf beurlaubte der Kaiſer, welcher damals ohne Rückhalt den Frieden wünſchte, die meiſten Schaaren und begab ſich nach Pavia, wo die Unterhandlungen ſofort begannen, aber bei den widerſtrebenden Anſprüchen der deutſchen Krongewalt und der lombardiſchen Bürgerfreiheit kein Reſultat lieferten. Ueberdieß trat die Kirche nicht, wie Mancher hoffte, vermittelnd, ſondern gebietend auf, und begehrte unbedingte Anerkennung des allein gültigen und rechtgläubigen Hirten der Chriſtenheit, des Pabſtes Alexander.

Alſo griffen bei wachſendem Zwieſpalt der Parteien die verbündeten Städte ſchon gegen Ende des Jahres zu den Waffen und verwüſteten die Markungen Pavias und Comos. In dieſer Noth forderte Friedrich durch Eilboten von den Fürſten und Völkern Deutſchlands ſchnelle Hülfe, beſonders aber von Heinrich dem Löwen eine baldige Unterredung zu Chiavenna, unweit dem Comerſee. Zögernd und vorbereitet zum offenen Bruch, gehorchte der Herzog von Baiern und Sachſen, lehnte aber ſtandhaft die dringende Mahnung zur perſönlichen Theilnahme an der Heerfahrt ab. Oft, hieß es, habe er dem Reich alle ſeine Kräfte gewidmet, wolle auch im laufenden Handel mit Geld und Zeug gewärtig ſeyn, perſönliche Anweſenheit in Italien hinderten jedoch die Gebrechen des Leibes, Folge der jahrlangen Mühen und Gefahren. Als aber dieſe Vorſtellungen fruchtlos blieben, wurde die Reichsſtadt Goslar zum Erblehen und als Preis der Theilnahme am Lombardenkriege gefordert. Solches zu gewähren, durch Ehre und Pflicht gehindert, erneuerte der Kaiſer ſeine Bitten, und beugte, tief bewegt, vor dem Welfen die Kniee. Jener hob ſchnell und

in ſichtbarer Verwirrung den gedemüthigten Herrn auf, der herzogliche Truchſeß aber, wird gemeldet, ſprach keck: „Laſſet immerhin die Reichskrone Euch zu Füßen kommen! Bald wird ſie Euer Haupt zieren.“ Als nichts den Starrſinn des Herzogs beugen konnte, eilte Friedrich in großem Zorn nach Italien zurück (Hornung 1176) und erwartete in Como die Ankunft der aus Deutſchland zahlreich heranziehenden Kriegsſchaaren, welche durch Baiern, Graubündten, über Diſentis, Bellinzona, Domo d'Oſſola den Ort ihrer Beſtimmung erreichten. Nach etlichen Tagen Raſt brach das geſammte Heer von Como auf und folgte über Cairate dem Teſſin, um ſich mit der Mannſchaft Pavias, des Monteferrato und des in der Mark Ankona bisher thätigen Erzbiſchofs Chriſtian von Mainz zu vereinigen, früher aber keine Entſcheidungsſchlacht zu liefern. Denn nicht unbekannt war die kühne Begeiſterung der Lombarden geblieben; niemals hatten ſie ſich einträchtiger, nachdrücklicher gerüſtet, entſchloſſen, zu ſiegen oder zu ſterben. Allen leuchtete auch dieſes Mal Mailand voran, wo 900 erleſene Reuter unter dem Befehl des rieſigen Alberto da Giuſſano die Geſellſchaft des Todes bildeten, ähnlich der 300 Mitglieder ſtarken Schaar des Stadtbanners durch feierlichen Eidſchwur verpflichtet, nie zu weichen oder zu fliehen. Als nun die Kunde von der Bewegung des Feindes anlangte, rückte die waffenfähige Bürgerſchaft, in ihre Stadtviertel mit beſonderen Fahnen vertheilt, unter dem Hauptbanner des heiligen Ambroſius aus, vereinigte ſich alsbald mit dem Aufgebot Veronas, Brescias, Piacenzas, der Mark, Vercellis, Novaras, Lodis, und zog längs der Olonna nach dem langen See (lago maggiore) hin, den Deutſchen entgegen. Es war am 29. Mai, als die Vorhut derſelben, 300 Reuter, auf die lombardiſche von 700 Pferden traf, ſogleich zwiſchen den Dörfern Buſto, Arſizio, Boriſano, unweit Legnano, angriff und, von neuen Schaaren unterſtützt, nach einem kurzen, blutigen Gefecht bis in die Ebene zwiſchen dem Teſ-

SCHLACHT BEI PAVIA.

ſin und der Olonna vorbrach. Sofort ordneten ſich beide Heere zur Schlacht, die Verbündeten ſo, daß in der Mitte, um das Caroccio verſammelt, die Mailänder, auf den weit ausgedehnten Flügeln die Hülfsvölker ſtanden, ſeitwärts aber ein tiefer Graben die Flucht, wenn nicht unmöglich, doch ſehr gefährlich machte. Sobald der Kaiſer, umſonſt gemahnt, die feſte Stellung nicht anzugreifen, mit dem Gewalthaufen nahete, beugten die Lombarden das Knie und flehten zu Gott, dem heiligen Petrus und Ambroſius um Beiſtand. Darnach begann der Kampf von Seiten der Deutſchen mit ſolchem Ungeſtüm, daß der Flügel, welchen die Brescianer bildeten, ſich zur Flucht neigte, und auch die Ordnung der Mailänder verwirrte. Dieſen Augenblick benutzend, fiel Friedrich, durch Wort und That kenntlich, auf das Mitteltreffen, eroberte die Stadtfahne und drängte die tapfere Rotte derſelben zurück. Da wiederholte laut die Geſellſchaft des Todes ihren Eidſchwur und ſtürmte mit den letzten Kräften der Verzweiflung vorwärts. Wilder entbrannte jetzt auf dem ganzen Blachfelde die Schlacht; Mann ſtritt wider Mann; der weichende Lombarde hemmte den Schritt. Da ſank des Reichs Bannerträger, von einem Pfeil durchbohrt, und die Glieder der Deutſchen ſchwankten. Aber kaum bemerkte der überall gegenwärtige Kaiſer die Gefahr, als er, nicht mehr Feldherr, ſondern gemeiner Krieger, in den dichteſten Haufen des Feindes ſtürzte und hier ſo lange ſtritt, bis das Roß, tödtlich verwundet, fällt und der Reiter verſchwindet. Das dumpfe, alle Reihen der Waffengefährten ſchnell durchlaufende Gerücht: „der Führer iſt geſunken!“ brachte Entſetzen und regelloſe Flucht. Ganze Schaaren wurden niedergehauen, in den Teſſin geſprengt, wenige nur gefangen; beinahe alle Ritter und Bürger Comos deckten, Uebergabe verſchmähend, die Wahlſtatt; reiche Beute an Pferden, Gepäcke, Koſtbarkeiten, unter ihnen des Kaiſers Schild, Fahne, Kreuz und Lanze, lieferte das mühelos eroberte Lager. Die ganze

Lombardei jubelte; ſie war frei; denn Friedrich, durch ein wunderbares Glück nach Pavia gerettet, ohne Schatz und Heer, dieſſeits der Alpen von trotzigen Siegern, jenſeits von Heinrich dem Löwen und mißvergnügten Völkern bedroht, gedachte ernſthaft der Ausſöhnung mit der Kirche und den Gemeinden Italiens. Jene, wie dieſe nahmen das aufrichtige Erbieten an und ſchloſſen nach langer, gründlicher Berathung zu Venedig einen umfaſſenden Freundſchaftsvertrag zwiſchen allen betheiligten Parteien ab. Dem König Wilhelm von Sicilien nämlich wurde ein **15**jähriger, den Lombarden ein ſechsjähriger Waffenſtillſtand, dem Pabſt Alexander, welcher fortan für das allein rechtmäßige Oberhaupt der Chriſtenheit gelten ſollte, ein ewiger Friede von dem Kaiſer zugeſagt und beſchworen. Hinſichtlich des freiſtädtiſchen Bundes auf der einen, des deutſchen Reichs und den Anhängern deſſelben auf der andern Seite, ſollten Sicherheit des Eigenthums und der Perſonen ſtrenge gehandhabt, etwaige Streitigkeiten von erwählten Schiedsrichtern geſchlichtet, die Rechtſame der Gemeinden, welche ihre Einigung beibehalten und befeſtigen dürften, gewährleiſtet und nimmer angetaſtet werden.

Am **24.** Heumonat **1177** erſchien darnach der Kaiſer Friedrich, vom Bann gelöſ't, in prachtvollem Aufzug zu Venedig.

Der Friede ward geſchloſſen. Der Kaiſer küßte dem Pabſte die Füße, hielt ihm den Steigbügel, und empfing von ihm die Abſolution und den Friedenskuß in der Markuskirche unter dem Jubel des Volks. Die gemeine Sage, daß der Pabſt damals dem Kaiſer den Fuß auf den Hals geſetzt, und dabei geſagt habe: „Auf Schlangen und Ottern wirſt du gehen, und treten auf die jungen Löwen und Drachen,“ iſt eine Fabel, die kein Zeugniß eines alten und glaubwürdigen Geſchichtſchreibers für ſich hat, und allen Umſtänden der Geſchichte widerſpricht.

Wilhelm I., König von Sicilien, war der Päbſte Bundes-

genoſſe wider die deutſchen Könige. Er wurde durch einen fünfzehnjährigen Stillſtand in den Friedenstractaten mit eingeſchloſſen. Er war vorher ſeiner eignen Staaten wegen mit Adrian IV. in Krieg gerathen, und hatte denſelben gezwungen, ihn mit Apulien und Calabrien zu belehnen, und ſogar die von Urban II. ihm zugeſtandene berühmte Legatenwürde zu beſtätigen.

Noch mit zwei Päbſten, Lucius III. und Urban III., gerieth Friedrich in Streit. Man wollte ſeinem Sohne die Krönung verſagen, und man verlangte, daß er den Herzog von Sachſen und Baiern, den er ſeiner Empörungen wegen mit Recht beſtraft hatte (das war der mächtige Herzog Heinrich der Löwe, ob er mit Recht oder Unrecht in die Acht erklärt worden ſey, iſt hier nicht der Ort, zu unterſuchen, in der That haben die Eiferſucht ſeiner Feinde und die von ihm dem Kaiſer verweigerte perſönliche Theilnehmung an dem italieniſchen Feldzuge Friedrich I. ſehr gegen ihn aufgebracht), wieder in den Beſitz ſeiner Staaten ſetzen; daß er die Geiſtlichkeit von allen Lehenspflichten freiſprechen; daß er dem Rechte der todten Hand entſagen ſolle; und daß alle verlehnten Zehnten der Kirche ſollten wiedergegeben werden, ſo wie ſolches in der lateraniſchen Kirchenverſammlung vom Jahre 1179 feſtgeſetzt wäre. In dieſer Kirchenverſammlung wurde auch die Anordnung getroffen, daß zwei Drittheile Stimmen der gegenwärtigen Cardinäle zur Erwählung eines Pabſtes hinreichend ſeyn ſollten. Der Streit wurde heftig, als unangenehme Nachrichten aus dem Orient den dritten Kreuzzug veranlaßten. Das gab dem Streite Aufſchub, wurde aber auch eine Quelle neuer Drangſale.

Alle Arten von Unordnungen herrſchten in Aſien unter den Chriſten, die ſich daſelbſt niedergelaſſen hatten. Feindſelig gegen einander, aus Grauſamkeit, aus Nationalantipathie, vermöge der natürlichen Beſchaffenheit der Feudalregierung, und aus Zügelloſigkeit der Sitten, machten ſie ſich gleichſam durch ihre Grauſamkei-

ten und Räubereien den Muſelmännern verabſcheuungswerth. Sie ſchämten ſich der Meineide nicht, weil ſie glaubten, daß Eidſchwüre, in Abſicht auf die Ungläubigen, nicht verpflichtend wären. Von der Geiſtlichkeit ward dieſer Schandfleck nur zu ſehr gut geheißen. Selbſt die geiſtlichen Krieger waren überhaupt eben ſolche verderbte Räuber geworden als die Barbaren. Jener edle Religionseifer, der die Kreuzzüge heiligen ſollte, hatte nichts Anders als Laſterthaten und Unglück bewirkt.

Indeſſen wurde die mahomedaniſche Religion noch durch große Fürſten in Ehren gebracht, deren Tugenden die Geſchichte preiſet. Mureddin, Sultan von Aleppo, der im Jahre 1173 ſtarb, war ein Muſter der Leutſeligkeit, der Gerechtigkeit, der Klugheit und Tapferkeit. Saladin, ein Perſer von Geburt, ein ihm treulichſt ergebener Krieger, übertraf ihn noch an Edelmuth, nachdem er einer Leidenſchaft, die immer Ungerechtigkeiten gebiert, ſeiner Ehrſucht, ein Genüge geleiſtet hatte. Nach Ableben des Kalifen von Egypten bemächtigte ſich Saladin des Thrones, bewirkte, daß der Kalif von Bagdad für den wahren Oberprieſter erkannt ward, ſetzte alſo einer langen Spaltung Gränzen, und befeſtigte dadurch die unumſchränkte Gewalt, welche Religionsſtreitigkeiten erſchüttert hatten. Sobald Mureddin ſtarb, erweiterte Saladin mit ſchnell fortreißender Gewalt ſeine Eroberungen. Er machte ſich zum Herrn von Syrien, Arabien, Meſopotamien, Perſien, und bedrohte bald darauf die Stadt Jeruſalem, welche ſeit den Kreuzzügen weit unglücklicher war, als vorher.

Guido von Luſignan, König von Jeruſalem, dem dieſer Titel ſelbſt noch ſtreitig gemacht wurde, brachte ungefähr 50,000 Mann zuſammen, zog wider den Sultan aus, der Tiberias belagerte, ward, faſt ohne Widerſtand zu thun, 1187 überwunden, fiel dem Sieger in die Hände, und wurde von demſelben aufs großmüthigſte behandelt. Aber dem Rainald von Chatillon, der

HALEB oder ALEPPO

ſich gegen die Muſelmänner vieler Treuloſigkeit ſchuldig gemacht hatte, hieb Saladin mit ſeinem Säbel den Kopf ab. Nachdem ſich Jeruſalem auf Gnade und Ungnade ergeben hatte, ſo ahmte er nicht nur keineswegs die Grauſamkeiten nach, welche ehemals die Chriſten bei Eroberung dieſer Stadt begonnen hatten; ſondern er lieferte auch eine große Menge Gefangener ohne Löſegeld aus, und ſetzte Guido von Luſignan in Freiheit, nachdem derſelbe ſich mit einem Eide verpflichtet hatte, nie wieder die Waffen gegen ihn zu führen. Der Eid ward nachmals auf der Biſchöfe Erlaubniß gebrochen.

Der dritte Kreuzzug.

Saladin, Richard, Heinrich VI. (1188—1199).

In Europa redete man bald darauf von nichts Anderem, als von der Wiedereroberung Jeruſalems, und von einem Kreuzzuge zur Befreiung der heiligen Stadt. Gregor VIII. und ſein Nachfolger Clemens III. ſetzte dazu Alles in Bewegung. Der alte Heinrich II., König in England, und Philipp Auguſt, König von Frankreich, vergaßen ihre Streitigkeiten, nahmen das Kreuz, und belegten alle diejenigen, welche ſich weigerten, das Kreuz zu nehmen, mit einer Auflage, welche der ſaladiniſche Zehnte genannt ward. Dies iſt das erſte Beiſpiel einer allgemeinen Steuer. Die Geiſtlichkeit verlangte, davon ausgenommen zu ſeyn, da es doch einen Religionskrieg betraf. — Friedrich Barbaroſſa, der gleichfalls das Kreuz genommen hatte, begab ſich mit dem Herzoge von Schwaben, ſeinem zweiten Sohne, zuerſt auf den Weg. Der Muth riß Alle fort, aber die Klugheit leitete Keinen.

Der conſtantinopolitaniſche Kaiſer Iſaac Angelus, deſſen

Vorgänger, Andronicus Comnenus, auf die ſchmählichſte Weiſe war hingerichtet worden (Alexius II. Comnenus war auf Veranſtaltung ſeines Vormundes, des Andronicus Comnenus, erdroſſelt und in einem bleiernen Kaſten in das Meer verſenkt worden, Andronicus ward in einem Aufruhre gefangen, der Augen und der Hände beraubt, auf einem räudigen Kameele durch die Stadt geführt, und bei den Füßen aufgehängt), Iſaac Angelus betrachtete die Kreuzfahrer als Feinde, und ſtand mit dem Sultan von Iconien und mit Saladin im Bündniſſe. Friedrich ſchlug anfangs die Griechen, drang durch jeden Paß, erfocht zwei Siege über die Türken, eroberte Iconien, drang in Syrien ein, und ſtarb, nachdem er ſich in dem Fluſſe Salef gebadet hatte. Dieſer Fluß Salef, worin Friedrich I. ſeinen Tod fand, iſt nicht der Cydnus, der durch Alexanders Unfall berühmt iſt, wie manche Geſchichtſchreiber behaupten. Dieſer fließt bei Tarſus. Dahin kam das Heer erſt nach des Kaiſers Tode, unter der Anführung des Herzogs von Schwaben, ſeines Sohnes. Der Monarch hatte ſein Lager bei Seleucia oder Seleschia, in der Provinz Cilicien, dem jetzigen Caramanien, aufgeſchlagen. Von 150,000 Mann, ſo ſtark war ſeine Armee anfangs geweſen, waren nur noch kaum 8000 übrig. Sein Sohn führte dieſelben nach Antiochien, wo Guido von Luſignan, ſeines Eides ungeachtet, auf neue Unternehmungen wider Saladin dachte. Die Chriſten belagerten Ptolemais, das jetzt Acre heißt. Der Herzog von Schwaben ſtarb während dieſer berühmten Belagerung.

Philipp Auguſt und Richard Löwenherz, König von England, dieſe beiden auf einander eiferſüchtigen und gleich ehrſüchtigen Fürſten, die zur Ausführung des Kreuzzuges Freunde geworden zu ſeyn ſchienen, hatten ſich, um den Griechen auszuweichen, klüglich eingeſchifft. Sie kamen, nachdem ſie ſich bereits mit einander überworfen hatten, bei der Belagerung von Acre an. Die chriſt-

liche Armee beſtand damals ungefähr aus 300,000 Mann, aber voll Spaltungen, Eiferſucht und Haß, die den glücklichen Erfolg ihrer Waffen verhinderten. Unter andern ſtritten ſich Guido von Luſignan und Conrad, Fürſt von Tyrus, um das Königreich Jeruſalem, gleich als wenn die Eroberung deſſelben gar nicht mißlingen könnte. Ein jeder von beiden hatte ſeine Partei, welche mit der gegenſeitigen zu kämpfen bereit ſtand. Man darf ſich daher nicht wundern, daß die Belagerung der Stadt Acre drei Jahre dauerte. Saladin, der bald krank, bald mit Rebellen im Kriege geweſen war, kam zum Entſatze herbei; aber es war keine Hoffnung mehr übrig; die Stadt capitulirte.

Anſtatt bei der Eroberung Jeruſalems einträchtig zu handeln, überließen ſich die Chriſten mehr als jemals der Zwietracht. Philipp Auguſt, der auf Richard eiferſüchtig und der eitlen Unternehmung müde war, ſchiffte ſich wieder ein, und ließ nur eine kleine Zahl Truppen zurück. Der minder ſtaatskluge Richard ſetzte den Krieg mit Beweiſen der Tapferkeit fort, die eben ſo fruchtlos als erſtaunlich waren. Nachdem er über Saladin einen Sieg erfochten hatte, ſo ſchloß er, zur Beförderung ſeiner Rückkehr nach Europa, mit demſelben einen dreijährigen Frieden. Die ganze Frucht dieſes großen Unternehmens beſchränkte ſich auf die Eroberung der Stadt Acre.

Die Chriſten waren Barbaren im Vergleich mit jenem Muſelmanne, den ſie zu unterdrücken hofften. Saladin hatte für die Freiheit der Bewohner der Stadt Acre eine Summe Geldes zu zahlen. Bei dem erſten Zahlungstermine verlangte er Geißeln, um wegen der Gefangenen geſichert zu ſeyn, und verſprach dagegen, bis zur Zahlung der ganzen Summe ſelbſt Geißeln zu ſtellen. Richard hielt dieſe Aeußerung des Mißtrauens für eine Beſchimpfung, und ließ 5000 Gefangene niederhauen. Sehr ungern übte der Sultan an einigen Chriſten das Wiedervergeltungsrecht aus. Der vielen

Treuloſigkeiten ſeiner Feinde ungeachtet, ließ er ſie, wie er es bei Abſchließung des Waffenſtillſtandes verſprochen hatte, in dem ungeſtörten Beſitze der Küſte von Tyrus bis Joppe. In ſeinem Teſtamente beſtimmte er gewiſſe Almoſen zur Austheilung unter Chriſten, Juden und Mahomedaner. Er ſtarb im Jahre 1193. Seine Kinder und Statthalter zerſtückelten ſein Reich; ein gewöhnliches Schickſal der Länder großer Eroberer nach deren Ableben.

Unterdeſſen in England ein päbſtlicher Legat, der dort zum Reichsverweſer geſetzt war, die Nation durch ſeinen Despotismus aufrachte, und Philipp Auguſt ſich anſchickte, die Abweſenheit Richards zu ſeinem Vortheile zu benutzen, wanderte dieſer unglückliche König nach erlittenem Schiffbruche, als ein Pilgrim verkleidet, durch Deutſchland; ward von dem Herzoge von Oeſterreich, den er bei der Belagerung der Stadt Acre beleidigt hatte, gefangen genommen, als er verkleidet in einem Dorfe unweit Wien in einem Bauernhaus einen Haſen am Spieße briet. Einer der Diener des Herzogs, der ihn früher in gutem Stand geſehen, hatte ihn erkannt und ſogleich angezeigt. Der Herzog lieferte den König für eine Summe Geldes an den Kaiſer Heinrich VI. aus. Dieſer hatte ſich mit der Erbin von Sicilien vermählt. Tancred, natürlicher Sohn des letzten Königs Roger III., hatte ſich des Königreichs bemächtigt, und Richard ward Tancreds Bundesgenoſſe, folglich ein Feind des Kaiſers. Heinrich, der mit dem Könige von Frankreich ein genaues Einverſtändniß unterhielt, ſchämte ſich nicht, ihn 15 Monate in gefänglicher Haft zu behalten, ihn vor der Reichsverſammlung eines vorgeblichen Meuchelmords zu beſchuldigen, und zu ſeiner Loskaufung 150,000 Mark Silbers zu erpreſſen. Der Held des Kreuzzuges ward als ein Corſar behandelt.

Schon hatte Philipp den Prinzen Johann, Bruder des Königs von England, zu einer Empörung vermocht. Er hatte

DIE GEFANGENNEHMUNG RICHARD'S LÖWENHERZ.

denſelben mit den franzöſiſchen Provinzen belehnt, und ſich dagegen einen anſehnlichen Theil von der Normandie abtreten laſſen.

Richard ſah ſich nicht ſobald in Freiheit, als er ſich der Hitze einer wüthenden Rache überließ. Die beiden Könige waren lange Zeit wider einander im Kriege. Man ſah kleine Gefechte, Belagerungen, lebhafte und mörderiſche Schlachten, aber ohne wichtigen Erfolg. Die Völker waren erſchöpft, und die Finanzen durch die Kreuzzüge in den äußerſten Verfall gerathen; daher konnten keine großen Unternehmungen ausgeführt werden. Nur zwei Vorfälle machten dieſen Krieg merkwürdig: daß bei einem Gefechte bei Freteval das ganze franzöſiſche Kronarchiv in die Hände der Engländer fiel, und Richard den Biſchof von Beauvais an der Spitze ſeiner Lehensleute gefangen nahm, und zu Rouen in Ketten legen ließ. Der Pabſt Cöleſtin **III.** verlangte die Loslaſſung dieſes ſeines Sohnes. Der König ſchickte dem Pabſte den mit Blut befleckten Harniſch, den der Prälat im Treffen getragen hatte, mit der Antwort zu: „Dieß haben wir gefunden, ſiehe zu, ob es deines Sohnes Rock ſey.“ Man ſchlug ſich; man trat in Unterhandlung, und griff wieder zu den Waffen. Richard ſtarb im Jahre **1199**, nachdem er bei der Belagerung eines Schloſſes in Limouſin, wo er einen Schatz zu finden hoffte, von einem Pfeile war verwundet worden. Seine Tapferkeit gründete ſich auf den Ungeſtüm ſeines Characters, den er nie zu mäßigen wußte.

Heinrich **VI.**, der ihn ſo unwürdig behandelt hatte, gebrauchte das für ihn erhaltene Löſegeld zur Eroberung Siciliens. Die Vermählung dieſes Kaiſers mit der Prinzeſſin Conſtantia, einzigen rechtmäßigen Erbin der normänniſchen Provinzen, ertheilte ihm Rechte, die er nicht anders als durch die Gewalt der Waffen in Ausübung bringen konnte. Nach dem Tode Tancreds, den der heilige Stuhl und das Volk auf dem Throne befeſtigt hatten, ging er mit einer zahlreichen Armee nach Italien. Er unterwarf

ſich Apulien und Sicilien, und in der thörichten Vorſtellung, daß Barbareien, wodurch er ſich verhaßt machte, ſeine Gewalt ſicher zu ſtellen vermögend wären, ließ er Tancreds Leichnam ausgraben, dem jungen Wilhelm III., Tancreds Sohne, die Augen ausſtechen, und ihre Anhänger hinrichten, oder doch verfolgen.

Auf ſolche Art ſetzte ſich das Haus Schwaben in den Beſitz jener Staaten, welche die Edelleute aus der Normandie von den Griechen und Saracenen erobert hatten. So kamen 20 Provinzen unter die Herrſchaft von Monarchen, denen die Natur in einer Entfernung von 300 Meilen ihren Aufenthalt angewieſen hatte. Dieß war ein beſtändiger Zankapfel, und ein Beweis von der Weisheit eines Geſetzes, wie das ſaliſche Geſetz, dergleichen einem kleinen Staate noch zuträglicher ſeyn würde, als einem großen. Man muß hinzuſetzen, ob ein kleiner Staat auch Macht genug habe, daſſelbe wider die Anmaßungen mächtiger Fürſten, die in Beſtreitung deſſelben ihr Intereſſe finden, in Kraft zu erhalten; denn das Wohl der Völker achtet man nicht.

Der Kaiſer ward, wie man ſagt, für ſeine Grauſamkeiten von ſeiner eigenen Gemahlin, deren Rechte er ſo eben geltend gemacht hatte, beſtraft. Dieſe Prinzeſſin rächte ihre Landsleute dadurch, daß ſie ihrem Gemahle Gift beibrachte. Er hatte den deutſchen Fürſten, unter der Bedingung, daß die kaiſerliche Würde gänzlich bei ſeinem Hauſe bleiben und erblich ſeyn ſolle, angeboten, Sicilien mit dem Reiche zu vereinigen, alle Lehen erblich zu machen, und dem Rechte der todten Hand zu entſagen. Mehr als 50 Fürſten und Stände, welche den Kaiſer wählten, bewilligten ſolches ohne Schwierigkeit; einige widerſetzten ſich, und der Pabſt nahm ſeine Einwilligung, die er zum Scheine gegeben hatte, wieder zurück. „Er befürchtete,“ wie ein gleichzeitiger Schriftſteller ſagt, „dem Rechte des heiligen Stuhles, die Wahl der Kaiſer zu beſtätigen, dadurch einen Nachtheil zu verurſachen.“

Dieß war der Zeitpunkt, wo die Päbſte ihre Eingriffe in die Rechte der Könige auf das höchſte trieben. Die politiſche Geſchichte iſt hier enger als jemals mit den Angelegenheiten des römiſchen Hofes verbunden. Innocenz III. und Friedrich II. machen eine wichtige Epoche, die viele Thatſachen enthält, welche eine nähere Entwickelung verdienen. Zuvor aber müſſen wir noch auf die nordiſchen Völker, an deren Kenntniß viel gelegen iſt, und auf ihre denkwürdigen Staatsbegebenheiten bis zum 13. Jahrhunderte unſer Augenmerk richten.

Die nordiſchen Reiche. 1050—1200.

Dänemark.

König Suend Eſtrithſon hatte über das Königreich Dänemark mit dem norwegiſchen Könige Harald Hardraade einen ſchweren Krieg zu führen, der nach mancherlei abwechſelndem Kriegsglücke erſt 1064 durch einen keinem Theile vorzüglich vortheilhaften Frieden geendigt wurde. Andere furchtbare Gegner fand er an den Geiſtlichen ſeines Reiches, und beſonders an dem ſtolzen hamburgiſchen Erzbiſchofe Adelbert. — Unwiſſenheit, Aberglaube oder andere Ränke ließen ſie verlangen, daß der König ſich von ſeiner Gemahlin ſcheiden ſollte, die, wie ſie ſagten, ihm zu nahe verwandt wäre. Er ſelbſt, der Theologie und der Kirchengeſetze kundig, hielt dieſen Vorwand für ungegründet. Heftig in ſeiner Leidenſchaft, verachtete er anfangs den angedrohten Bann. Gleichwohl mußte er zuletzt nachgebend in die Scheidung willigen. Ueberhaupt war er, wie es mehr als ein großer Fürſt des mittleren Zeitalters war, zu ſehr geneigt, den Geiſtlichen mehr Macht und Einkünfte zu verwilligen, als ihr Stand erheiſchte, und die Staatsklugheit rathſam hieß; wie er denn ſelbſt mit dem übermüthigen

Pabſte Gregor VII. in gutem Vernehmen ſtand. Nicht nur ſeine Abſtammung von den deutſchen Königen, die auch über England geherrſcht hatten, ſondern auch der Engländer Aufforderung an ihn zum Beiſtande gegen Wilhelm den Eroberer, bewog ihn, zwei verſchiedene Verſuche zur Bezwingung Englands anzuſtellen. Allein beide waren fruchtlos. Nachdem der König, mit Genehmigung der Reichsſtände, eine Verordnung über die Thronfolge gemacht hatte, ſtarb er, und hinterließ den Ruhm eines muthigen und wiſſenſchaftsliebenden Regenten, und ſelbſt die Ehre, der Geſchichtskunde in Abſicht auf ſein Königreich Vortheile erworben zu haben. Aus dem Umgange, den er, wie mit vielen andern Gelehrten, auch mit dem bremiſchen Stiftsherrn Adam unterhielt, ſchöpfte dieſer berühmte Schriftſteller viele derjenigen Nachrichten, wodurch ſeine hamburgiſche Kirchengeſchichte ſich vortheilhaft auszeichnet.

Suend Eſtrithſons Thronfolge-Ordnung enthielt die Vorſchrift, daß ſein zweiter Sohn Knut, wegen größerer Fähigkeiten, dem ältern Harald vorgezogen werden, nach deſſen Tode aber jeder der übrigen Brüder das Recht der Erbfolge haben ſollte. Von dieſer Verordnung wich man nun gleichwohl in ſo weit ab, daß man der Erſtgeburt Haralds den Vorzug gab. Harald ward König. Man gab ihm den Beinamen Hein, welches einen weichen und untüchtigen Wetzſtein andeutet, und ſeine Unthätigkeit bezeichnen ſollte. Seine abergläubige Beobachtung der Kirchengebräuche, und die Gunſt, die er den Geiſtlichen erwies, brachten ihm die Freundſchaft Gregors VII. zuwege. Bannblitze dieſes kühnen Pabſtes hielten die Mißvergnügten zurück, die ihm die Krone nehmen wollten. Er ſtarb im vierten Jahre ſeiner Regierung.

Nun beſtieg ſein Bruder Knut, nachmals der Heilige genannt, ungehindert den Thron; ein gutmeinender, tapferer, verſtändiger, chriſtlicher Fürſt, aber nicht ohne Härte und Eigenſinn.

Staats-Bibliothek Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Friederich, Johann Konrad,

Das Welttheater oder die allgemeine Weltgeschichte von der Schöpfung bis zum Jahre 1840, in 5 Abtheilungen ; mit 240 historischen Stahlstichen und 3 00 Bildnissen der berühmtesten Menschen aller Zeiten
Bd.: 4ter Band, [Teil 4]

[1838]

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.Hist.o.28(15
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11825381-0